

Das Bollwerk

05405

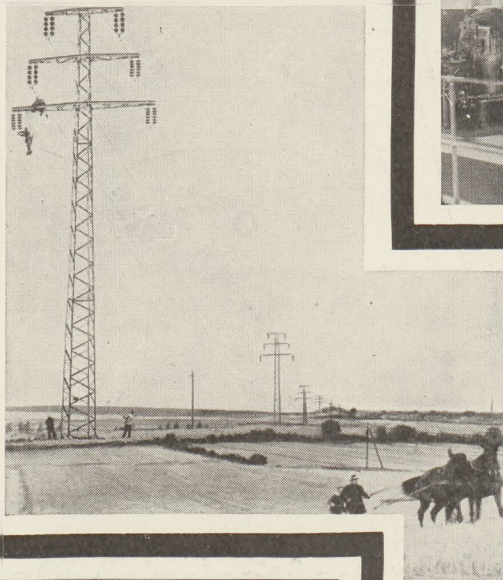
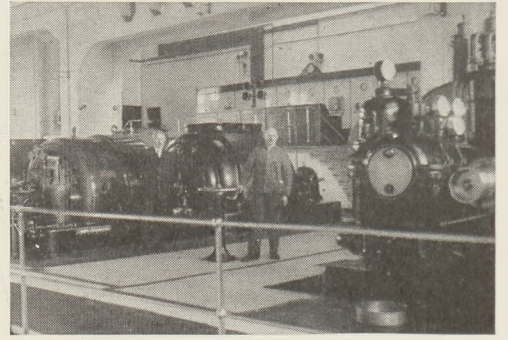
Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

- Arnold Krieger:
Stranderlebnis
- ★
- Richard Manz:
Unrasiert und fern der Heimat . . .
- ★
- Reinhard Bonitz:
25 Jahre Saßnitz-Trälleborg
- ★
- Friedrich Wagner-Poltrock:
Echtes Bauen — nicht Gestaltungswirrwarr
- ★
- Walter Schröder:
Ein pommerscher Bauerndichter
- ★
- Martin Luserke:
Das schnellere Schiff (Roman i. Fortsetzung.)
- ★
- Rund um die Ostsee
Buchbesprechungen
Rätsel
u. v. a. m.
- ★



**STETTIN
JULI 1934**



**OHNE
STREICHHÖLZER
OHNE KOHLE!**

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE
können Sie in Ihrer Küche mit
dem billigen, elektrischen

**HEIZSTROM
MÜHELOS UND SAUBER**
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an
Ihren zugelassenen Installateur
oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL: 2137
BELGARD	TEL: 60
MASSOW	TEL: 381
STRALSUND	TEL: 22 51

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, Juli 1934

Heft 6

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, II., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

ODO RITTER:

Pommersche Merkwürdigkeiten



ie Sommer Sonne lacht — die Bäder haben sich angefüllt mit Menschen, die Erholung und Abwechslung suchen von der Arbeit langer Monate — Wanderer ziehen durch das Pommerland, schauen und fühlen seine Schönheit, die leider so oft verkannt wird. Ihr alle: Wenn das dumpfe

Krausen der stürzenden Wellen eure Ohren trifft, wenn der Seewind über die Dünen und durch die ranken Halme des Strandhafers jischt, wenn in den hohen Wäldern geheimnisvolles Rauschen euch umgibt — ihr alle: hört es mit dem Herzen, mit dem Herzen der pommerschen Fischer und Bauern, seht das Land und das Wasser mit ihren Augen! Lauscht den flüsternden Stimmen, die aus der Tiefe des Meeres und des Erdreichs emporklingen, sagenhaft und doch voller Wahrheit, den tausendfältigen Stimmen, die heute noch im echten Pommer nachleben, ja, ihn beherrschen!

Merkwürdig: da streiten sich die Gelehrten, ob die Sagen nur als frei erfundenes Produkt einer unverbildeten Volksphantasie gewertet werden dürfen, oder ob sie als Träger früherer Kulturzustände, als historische Quellen anzusehen sind. Nebenächlicher Streit! Die ewig sprudelnden Quellen der Volks Sage sind Geschichte, Natur und Menschenseele; sie werden nimmer aufhören, sich insgeheim zu verspinnen und zu verweben. Wer den pommerschen Mensch in seinem ganzen Fühlen erkennen und verstehen will, der versenke sich in die Welt seiner Sagen; hier verspürt er den Atem seines Lebens.

Merkwürdig: da streiten sich die Gelehrten über die Entstehung unserer schönen Rügeninsel, Geologen, Ozeanologen, die einen mit dieser, die anderen mit jener These. Der Fischer auf Rügen kann sie nicht begreifen. Aber von den Urnahmen her weiß jeder, daß seine Heimat ein wahres Gottesgeschenk ist. Denn —: „As uns' Herrgott de Welt schaffen ded un all binah dormit farig wir, stunn he eenes abends so kort vör Sünnergang up Bornholm un keek von hier ut nah de pommersche Küst röwer. Bi em leg de Muurerkell un de grote Moll, in de öwer man blot noch 'n lüüt bäten Ird öwrig wir, denn he harr all den ganzen Dag arbeit't. As he nu so öwer dat Water wegkeek, schient em de pommersche Küst doch gor to kahl to sin; em dücht, so 'n bäten müßt dor wohl noch an dau warden. He namm also dat letzte ut de Moll und klackt dat von Bornholm ut an de Küst ran, öwer dat kam nich ganz rann. So ungefähr 'ne halwe Miël vörto feel dat int Water, un so entstünn die Hauptdeel von Rügen. Uns Herrgott fohrt glik noch ees mit de Kell an de Ranten entlang und makt so nah buuten to hübsch glatt un rund, un so würr Rügen am Enn' grad so 'ne Insel worden sin, as all de annern ok sünd. Intwischen wir de Sün über binah ganz unnergahn, un uns' Herrgott mull Fierabend maken; dorüm krafft un schrappt he noch fixing alls tosamem, wat in de Moll anhakt wir, un miel he keen' bättere Verwendung dorförr harr, klackt he dat ok noch an de Insel heran. So entstünn Jasmund und Wittow. Dat saach vorst 'n bäten ruuch ut, öwer uns' Herrgott dacht: „'t is Fierabend, un nu lat 't man so wäsen, as 't is.“ So ist 't kamen, dat Rügen bet up 'n hütigen Dag nah Nurden und Nurdosten to so bunt und terräten utsiht.

M e r k w ü r d i g: Da liegt das kleine Eiland Hiddensee, von Rügen getrennt; und die Gelehrten streiten sich, ob die Insel — ob in historischer Zeit — ob die Eiszeiten — ob . . . Es war in historischer Zeit, vor einem Jahrtausend etwa, als sich Hiddensee vom Rügenleib löste. Gottes Wille war es, daß dies geschah. Man erzählt sich: Einst kam ein Mönch von Corvey zu Mutter Hiddensee und bat um Almosen und Obdach. Mutter Hiddensee aber war geizig und wies ihm schroff die Tür. Anders die mildtätige Mutter Widdensee; die nahm den Mönch gastfrei auf, der zum Dank dafür ihr erstes Tagwerk segnete. Und als sie am Morgen ein Stückchen Leinwand abzumessen begann, da nahm die Rolle kein Ende, bis die Sonne unterging. Natürlich erfuhr die geizige Mutter Hiddensee bald von dem Glück ihrer Nachbarin. Sie erbat sich nun gleichfalls den Besuch des heiligen Mannes, den sie auf das Beste bewirtete

und der auch ihr erstes Tagwerk segnete. Am frühen Morgen schon lief sie zum Geldkasten, aber bevor sie mit dem Zählen anfang, brüllte die Kuh im Stall. Sie hatte Durst. Und um nicht gestört zu werden, lief Mutter Hiddensee hin zum Brunnen . . . Der Segen erfüllte sich: sie mußte schöpfen und schöpfen bis ein großes Stück Landes überschwemmt und von Rügen abgelöst war. Mutter Widdensee aber blieb reich, und ihr zu Ehren wurde das Dorf Bitte genannt.

M e r k w ü r d i g: Die See tobt, und aus ihrer Tiefe klingen dumpfe Glockentöne. Vineta? Liegt hier nicht die alte und reiche, vom Meer verschlungene Stadt? Hat sie überhaupt bestanden?: die Gelehrten streiten sich. Aber frage den Fischer an der nordöstlichen Küste der Insel Usedom, er gibt dir getreue Antwort. Vineta hat existiert und war größer als irgend eine andere Stadt Europas. Mancherlei Völker haben in ihren Mauern

gewohnt — Griechen, Slawen, Wenden, Sachsen und andere Stämme. Die Einwohner trieben einen lebhaften Handel, daß ihre Päden angefüllt waren mit den seltensten und kostbarsten Dingen. Sie waren so reich, daß die Tore der Stadt aus Erz und Silber, und die Glocken aus reinem Golde hergestellt wurden. Auf den Straßen spielten die Kinder mit silbernen Talern. So kam es, daß die Einwohner nach und nach in die Laster der größten Wollust und Üppigkeit verfielen, ja, daß sie aus Übermut ihre Kinder mit zartem Semmelkrumm wuschen, daß sie Schweine aus goldenen Trögen fressen ließen. Es ist deshalb durchaus verständlich, daß dem lieben Gott solcher Freveln zu viel wurden. Er schickte ein gräßliches Unwetter, Wellen brachen über die Stadt herein und begruben allen Reichtum mit samt den gottlosen Bewohnern. So ist Vineta untergegangen. Aber hüte dich, Wanderer, über die Stätte zu fahren, da einst die Stadt gestanden, hüte dich, ihre Herrlichkeit auf dem Meeresgrund zu schauen und die lockenden Töne ihrer Kirchenglocken zu hören! Es ist sonst um dich geschehen. Die Stätte läßt dich nicht los, immer wieder zieht sie dich an, bis dich die geheimnisvolle Tiefe verschlungen hat.

M e r k w ü r d i g: Die Gelehrten suchen und graben, aber sie streiten sich nicht. Denn die alte Stadt Julin



Altes Völs

Fot. Vogt

bestand so sicher, wie das heutige Wollin ist. Sie lag sogar an derselben Stelle. Nur war sie größer und reicher und bedeutender. Als Vineta zugrunde gegangen war, zog Julin einen großen Teil des Handels an sich. Auch hier wohnten Menschen aller Nationen, und jede Nation hatte ihre eigenen Straßen; auch hier mußten die Bewohner Gottes Zorn verspüren, als sie dem Paster und der Völlerei verfielen. Die Stadt entvölkerte sich, bis sie schließlich vom dänischen König Waldemar erobert und restlos zerstört wurde. Das war im Jahre 1170.

Man hat es immer gewußt, daß unter dem heutigen Wollin noch viele Schätze des herrlichen Julins schlum-

mern. Schatzgräber kamen aus allen Gegenden, nach Gold und Silber zu suchen. Und wer in diesen Wochen die Inselstadt betritt, wird wieder ein eifriges Treiben sehen — die Ausgrabungen wertvoller Zeugnisse einer großen Vergangenheit.

M e r k w ü r d i g: wie reich das Land der Pommern an gewaltigen Ereignissen ist und wie tiefgründig sie in seinen Menschen weiterleben — Ereignisse, die zu Aberhunderterten in die Sagenwelt eingegangen sind. Wanderer, diese Sagenwelt lerne kennen! Die pommerischen Merkwürdigkeiten werden dich überraschen — aber du siehst den Pommer dann so, wie er gesehen sein will.

ARNOLD KRIEGER:

Stranderlebnis

Der letzte Tag! Morgen drischt man wieder die Taften. Bedient die Maschine, wird selbst zur Maschine. Was sind vierzehn Tage Urlaub? Ein kleiner, bunter Husch. Ein Regenbogen zwischen zwei graue Oden gespannt.

Aber nein! Belügt sie sich nicht selber? Nicht im Flug verglitten diese Tage; ja, wenn sie ganz aufrichtig sein soll: Es war manchmal eine lähmende Leere in ihnen. Manchmal? Meistens! Sie nahmen mehr, als sie gaben, sie nahmen eine Illusion. Die ein Jahr lang gehätschelte Illusion, in diesen vierzehn Tagen werde endlich das große, unvergängliche Erlebnis auf sie einbrausen, das ihrem Dasein Halt und Inhalt geben sollte. Nun ist der vierzehnte Tag da, aber erlebt hat sie nichts Bedeutsames. Die Tage hier sind einander zum Verwechseln ähnlich. Man schmort in der Sonne, übt Rückenschwimmen, spielt mit gleichgültigen Leuten Wasserball, lacht ohne Grund, ist kräftig zu Mittag, segelt für 75 Pfennig, sitzt im Kurkonzert, tanzt am Abend pflichtgemäß; viel mehr ist es wirklich nicht. Und so soll man heimfahren. Man ist an der Oberfläche verbrannt, und die Hoffnung im Innern ist kaltgemacht, für immer wohl. Ach, diese verwiinschte Sehnsucht nach dem großen, erregenden Leben, nach Abenteuer und Romantik. Sie ist zu oft im Kino gewesen. Sie nimmt sich in dieser Stunde Abstinenz vor.

Zum letztenmal schlendert sie am Strande hin. Die Wellen sind heute ziemlich träge. Bedächtig prustend schieben sie sich heran. Sie haßt alles Mittelmäß. Dann schon lieber ganz stille See. Soll sie noch einmal baden. Sie ist vormittag wohl eine halbe Stunde im Wasser gewesen. Soll sie noch einmal —? Sie wird mißmutig, weil sie nicht weiß, ob sie's möchte. Sie geht noch ein Stück weiter bis dort, wo die Strandlaubenkolonie im Sande verläuft.

Schließlich streckt sie sich in eine verlassene Burg nieder. Ihr ist recht elend. Also nicht einmal mit der gebührenden Frische kehrt man heim. Was für einen Zweck nur hatten diese vierzehn Tage? Sie schließt den Blick; dieses Grübeln, wie macht es müde.

Da reißt sie die Augen auf. Jemand hat sie fast gestreift. Es ist der Maler Schulz oder Scholz oder so ähnlich. Er setzt sich auf die Bank vor der Düne, skizziert vor sich hin. Sie kennt den Mann nicht. Aber es wird manchmal geheimnisvoll hinter ihm dreingefuselt, als sei er ein ganz Besonderer.

Je länger sie ihn durch die halbgeschlossenen Lider betrachtet, desto klarer wird es ihr, daß er wirklich ein Besonderer sein muß. Ihr ist beinahe, als habe sie dieses Gesicht schon früher gesehen. Er hat eine beredte, hoheitliche Stirne. Um seinen Mund ist ein Zug gütiger Ironie gemeißelt, man könnte ihn für den Mund eines Bierzigers halten, aber das Rinn darunter wirkt sonderbar knabenhaft. Seine Augen sind lichtgrün und — so scheint es ihr aus der geringen Entfernung — sehr durchsichtig und lauter. Was er da wohl zeichnen mag? Es interessiert sie sehr. Überhaupt, sie würde zu gern einmal Bilder von ihm sehen. Das ist doch etwas anderes als diese ewigen Photographen. Sie müßte ihn einfach darum bitten. Nur nicht zimpeln! Man lebt im zwanzigsten Jahrhundert. Es müßte herrlich sein, sich einmal mit einem wirklichen Künstler zu unterhalten.

Jetzt steht er auf, tritt ans Wasser, schaut lange auf die See. Ach, er hat sie sicher gar nicht bemerkt. Gleich wird er weitergehen. Und der kleine Traum ist aus. Und dann wird sie heimgehen und ihren Koffer packen. Ihr wird übel bei dieser Vorstellung. Er macht eine Wende. Nein, noch nicht gehen! Bleiben Sie bitte! Hat sie es laut gesagt? Nein. Er bückt sich. Schaut entzückt auf ein Etwas in seiner Hand nieder. Murmelt. Blickt sich unsicher nach ihr um. Und jetzt — jetzt — ihr Herz setzt aus, galoppiert, er kommt auf sie zu. „Sehen Sie nur diese entzückende Qualle. So eine wunderbare habe ich im Leben noch nicht gesehen.“ Er sieht auf seine Hand. Sie achtet kaum hin, starrt ihm freudig entsetzt ins Gesicht. Da richtet er seine Augen auf, fängt ihren Blick. Zwei Menschen sehen sich an. Er begreift nach einer stummen Verwunderung, daß sie nicht eigentlich ihn liebe, sondern durch ihn hindurch das größere Leben, das Andere, das Eigentliche, das Ubertägliche. Und da tut er etwas Komisches. Er legt die Qualle nieder, nimmt dafür ihre rechte Hand, deckt sie mit seiner linken zu, fragt mit einer tiefstönigen Stimme: „Sie sehen so betrübt aus. Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

Und auf einmal — sie weiß nicht wie — sprudelt der ganze Jammer aus ihr heraus. Sie merkt gar nicht, daß jedes Wort eine kaum verhüllte Werbung an ihn ist. Sie schilt auf die Ödheit der Menschen, diese ganze Vernüchterung, langweilig, zum Sterben langweilig sei alles hier. Und der Urlaub sei nun zu Ende, könne er ihr nicht ein paar Bilder von sich zeigen?

Sein Lächeln vertieft sich immer mehr. „Sie werden mit mir zufrieden sein!“ sagte er nur.

Sein Zimmer ist von einer genießerischen Schlichtheit. Sehr aparte Dinge hat er sich mitgebracht aus der Großstadt. Ein paar Statuetten sind so freimütig, daß sie lieber nicht genau hinsieht. Aber seine Bilder sind erdrückend herrlich! Eine stürmische Meisterschaft liegt in allen, eine gekonnte Kühnheit. Er malt, was hinter den Erscheinungen liegt. Nicht die Stadt, sondern die Schachtelung der Lebensläufe. Nicht die naive Bläue des Himmels, sondern das verzückte, vielarbene Element Gottes. Nicht den simplen Deich, sondern die hämische Knebelung des Meeres. „Sie sind ja ein ganz großer Künstler!“ gesteht sie schen. Er lächelt: „Aber noch gar nicht anerkannt.“

und Schönstes aller Glückel! So traumhaft ist es, daß Tina vor dem Erwachen bangt. Dieser Fremdling, wie ist er in jedem Zug, in jeder Geste ein Künstler! Er hat eine berauschte Art zu Sprechen, zu Schweigen, ungestüm zu sein, zu zögern. Es ist unablässig etwas Spielerisches um ihn, aber daß er dies so ernst nimmt, ist ein Reiz ohne Gleichen. Er ist ganz voll Überraschungen und Etwaigkeiten. Er hat hundert Gesichter, eines immer erregender als das andere. „Wer bist du nur?“ fragt Tina. „Ein belangloser, armer, junger Künstler.“

In dieser Nacht schläft Tina sehr wenig. Am Morgen bringt Werner sie zur Bahn. Er ist sehr traurig. Das macht sie froh. Schließlich läßt sie den Zug sausen und geht mit ihm. Einmal ist das Leben lebenswert, und da soll sie ins Enge zurück und Rechnungen klapp-



Am Garder-See

Fot. Oschatz

Am Abend hat sie eigentlich fahren wollen. Aber sie vertagt es auf morgen früh. Dieser Abend gehört ihnen beiden. Und es wird ein Abend, wie sie ihn sich nie zu erträumen vermocht hat. Zuerst gehen sie ins Kurkonzert. Wie oft hat sie hier, leer unter Leeren, gefessen! Heute füllt sie Gehör und Herz mit Musik. Einen wunderbaren Text gibt ihr der Freund dazu. In den Pausen steigert sich seine Sprache zur Eigenmusik, die schöner noch ist und immaterieller als das Konzert der Bläser und Streicher. Gegen elf Uhr verschwingt das letzte Stück, eine rieselnde Suite. „Schade!“ seufzt sie, denn sie meint, daß nun alles zu Ende sei. Er aber schlägt vor, noch den Jordansee zu besuchen, dort müsse es sich jetzt wunderbar rudern. Sie nehmen ein Auto. Gespenstlich jagt der grelle Schein durch den schlafenden Forst. „Jetzt weiß ich auch, wie Sie heißen müssen“, sagt er, „Tina müssen Sie heißen!“ — „Und Sie?“ flüstert sie. — „Ich heiße Werner.“ Und dann sucht er ihren Mund. Als sie aussteigen, haben sie sich so oft geküßt, daß ihnen das Atmen und Zähnen verging.

Auf einem erlenumschirmten Weiher rudern in mondener Stunde verliebt und zu zweit: O kitschigstes

pern? Sie kann sich ja krank schreiben lassen. Sie hat wirklich eine Art Fieber, das Glücksfieber. Und wenn sie ihre Stelle verliert, was tut's?

Ein einziger Rausch umfängt sie, Tag und Nacht, will sie nicht mehr loslassen. Werner überschüttet sie mit Offenbarungen einer Leidenschaft, von der sie aus diesem kalten, nüchternen Jahrhundert in sagenhafte Ferne gerissen wird. Sie verwandelt sich. Sie blüht auf. Mit jedem Tag wird sie ein halbes Jahr jünger. In zwölf Tagen wird sie achtzehn sein.

Was ihr wichtig war bisher, es wird unbedeutend. Woran sie vorbeigelebt hat, sie entdeckt es stündlich. Dieser einzigartige Mensch, den sie bis zur Selbstauslöschung liebt, wird ihr zum Maß aller Dinge. Manches an ihm ist unergründlich. Es beunruhigt und beglückt zugleich. Auch sein Alter schwankt. Manchmal ist er zwanzig, manchmal über vierzig. Sie weiß, daß er sehr arm ist, daß er im Elend lebt. Aber warum streut er hier aus vollen Händen? „Das ist Pomp auf Pump“, erklärt er, „ich brauche das wenigstens dies eine Mal. Es ist eine Art Reisestipendium.“ Etwas Trisierend-Irreführendes ist um ihn. Manchmal denkt

Sie, lustvoll durchschaudert: Er ist ein Hochstapler! Man wird ihn verfolgen. Wir werden zusammen fliehen. Nach Schweden! „Jetzt weiß ich auch, mit wem du entfernte Ähnlichkeit hast“, sagt sie eines Tages, „mit Ferdinand Nicolai! Ich habe ihn öfter in Illustrierten gesehen.“ — „Professor Nicolai? Den kenn' ich sogar ein wenig.“ — Ja, wenn du mal so berühmt werden könntest?“ — „Wenig Aussicht“, seufzt er, und wird plötzlich kopfhängerisch.

Wieder sind vierzehn Tage um. Vierzehn Ewigkeiten, vierzehn Sekunden. „Ich habe noch gerade das Reisegeld“, gesteht Werner, „jetzt heißt es aber: arbeiten!“ Eine Ahnung langt spinnenfingrig nach ihrem Herzen. Und wirklich, er fährt fort: „Wir stehen am Scheidewege, Tina! Entweder, du ziehst jetzt zu mir, oder —“ „Oder?“ — „— oder wir trennen uns jetzt und behalten die Erinnerung an etwas Unvergänglich-Schönes. Denn sieh mal, Rind, im steingrauen Alltag, in der Sorge ums tägliche Brot kann unsere Liebe nicht gedeihen. Das ist ein zu magerer Nährboden. Das Wunder würde ersticken.“ — „Werner!“ — „Ja, wir haben die Wahl: Entweder wirst du meine brave Kameradin, oder du bleibst in der Erinnerung meine Geliebte, mein Fest, mein Krausch!“ — „Du bist meiner überdrüssig!“ klagt sie. — „Nein“, sagt er stirnekrausend, „es ist der tiefste Beweis meiner Liebe, daß ich dir alles ersparen will.“ — —

Nur sehr langsam lebt sich Tina in ihr altes Dasein wieder ein. Das verrauschte Wunder leuchtet nach. Der arme, junge, verkannte Künstler wächst ihr ins Legendäre. Sie bewundert seine Weisheit, fast dünkt ihr, er habe recht gehabt mit seinem Entschluß zur

Trennung. Sein Bild ruht unverletzbar. Nie ist zwischen ihnen ein unfreundliches Wort gefallen, alles war von Liebe durchseligt. Nie hat sich eine Öde noch so flüchtig zwischen ihnen breitgemacht.

Aber einmal — viele Monate sind seitdem vergangen — steht alles wieder auf, heißt heftig Gegenwart. Tina hat eine kleine Erbschaft gemacht, zweitausend Mark, von einem fernen Onkel, dessen Tod sie überrascht, weil sie nicht recht daran gedacht hat, daß er überhaupt noch lebte. In demselben Augenblick, wo sie's erfährt, ist es ihr auch schon Gewißheit: Dies Geld soll Werner gehören, soll ihn vorwärts bringen in seinem Künstlertum! — Sie forscht nach ihm, erfolglos. Da fällt ihr Professor Nicolai ein. Der wird ihr vielleicht Werners Adresse geben können.

Ferdinand Nicolai wohnt in einem reichen Hause. Der hat's besser als ihr armer Werner! Sie zieht den gläsernen Schellehknäuf unter Herzklopfen. Sie erfährt: „Der gnädige Herr ist nicht zu Hause.“ Da kommt ein junges Mädchen, so an sechzehn. „Meine Eltern sind ausgefahren. Kann ich etwas bestellen, oder wollten Sie gerne Papa selbst —?“ Tina fragt nach Werners Adresse. Das Fräulein Nicolai kennt sie leider nicht. „Aber ich werde Papa fragen und sie Ihnen dann zuschicken.“

Wie sie nach unten kommt, hält ein Auto. Ein schlanker, eleganter Herr steigt aus. „Bleib sitzen, Margot, ich hol nur die Mappe!“ Er schreitet unsichtig an Tinas weitaufgerissenen Augen vorbei. „Guten Tag, Herr Professor!“ dienert der Portier. Tinas Herz ist wie abgedrosselt. Mit bleiernen Knien kehrt sie heim, ein kleines Abenteuer des großen Nicolai.



Fischerhütte auf der Lebanehrung

Fot. Vogt

„Abrasiert und fern der Heimat . . .“

Erlebnisse auf der Pommerschen Segelflugschule in Leba

Voller Erwartung sitzen die neuen Flugschüler im Boot auf der Fahrt zur Pommerschen Segelflugschule. Schon lange haben sie den weißen Berg am Horizont beobachtet. Sollte das wirklich die Lonskedüne sein? Größer, immer größer...! Das ist ja weißer, leuchtender Sand. Vor ihnen liegt stolz ein großes Wunder der Natur. Nachdem sie das Boot verlassen haben, überschreiten sie mehrere Dünenketten. Da streift ihr Blick ein Tal, das von gewaltigen Dünen gebildet wird; der weiße Sand wechselt mit dem Grün eines Wäldchens ab, und in dem Tal liegen friedlich mehrere Häuser: Das Fliegerlager Leba. Sie halten es nicht lange im Lager aus. Auf die Lonskedüne! Keuchend erreichen sie die freie Höhe. Wie kann die Welt nur so schön sein! Und das alles so in der Nähe, in dem lieben Heimatland.

Hügel reiht sich an Hügel, hier und da von harten Gräsern bedeckt; zwischen den Hügelketten leuchten noch einige Bäume hervor. Zur Linken schimmert der große Leba-See, dessen Umrisse man jetzt deutlich erkennen kann, zur Rechten grüßt das unendliche Meer, dessen tiefblaue Fluten von winzigen Schiffen durchfurcht werden. Die Brandung ist zwar zu hören, aber von dieser Höhe herab scheint es so, als plätschern die Wellen langsam an den Strand.

Der Wind kommt den Berg hinaufgesauft. Ununterbrochen treibt er den losen Sand mit hinauf und lagert ihn auf der anderen Seite wieder ab. Der Sand treibt und treibt. Am Osthang gleitet er herunter und die Düne wandert immer weiter.

Flugdienst!

Brennende Mittagssonne... Die Flugschüler lassen sich im Dünen sand braun brennen. Ein Pfiff zerreiht die Ruhe: „Flugdienst!“ Von allen Seiten kommen sie herbeigesauft. Oh, Dickertchen hat heut' schon flinke Beine! Die „Ehrenrunden“ gestern haben doch geholfen. Und dann der Frühsport in den Dünen.

Eine Maschine nach der anderen wird aus der Flughalle geholt und auf die Dünen gezogen. Wunderschön! Die großen weißen Vögel auf weißem Dünen sand. Die Anfänger bleiben gleich unten am Hang. Sie sind immer am eifrigsten. Die Maschine steht startbereit, die Mannschaft zieht das Summenseil aus und unser Erwin wird hochgeschleunigt. Seht bloß, wie ruhig er das Steuer hält. Und die Landung — tadellos. Jetzt scheint auch der Apfel bei ihm gefallen zu sein.

Wie sah das doch vorgestern noch aus! Das erste Mal in der Maschine. Ganz ehrlich: Das Herz hat uns allen schneller geklopft. Unser Erwin schien äußerlich zwar ruhig, doch der Fluglehrer kennt seine Schüler. Er fühlt mit ihnen: „Ruhe, immer ruhig bleiben. Das ist ja so einfach.“ Aber sich hinweg sieht Erwin die anderen Maschinen fliegen, und im stillen hatte er doch wohl Sorge, daß man ihn auch gleich so hoch schießen würde. „Ausziehen —!“ Seine Züge strafften sich. „Laufen!“ Er sah geradeaus — „Du mußt, du mußt —!“ „Los —!“ Da sauste die Maschine über den Boden, halb rutschend. Erwin hatte es geschafft. Ein Lächeln auf seinen Zügen. „Ski Heil“ — schallte es oben vom Hang.

Gestern flog er schon eine ganze Strecke. Das erste Mal frei von der Erde — wie lange hatte er das ersehnt! „Wirklich, auch du wirst das lernen“, so jubelte es in seinem Innern. In strammer Haltung stand er vor dem Fluglehrer und erwartete die Kritik. Der konnte ein Schmunzeln nicht unterdrücken. Dann stürmte Werner an die Arbeit. — Doch heute sind sie schon etwas höher am Hang; 'rauf — — 'runter — — 'rauf — — 'runter. Das Flugfieber hat alle gepackt. Sie merken gar nicht, daß sie so tief einsinken. Jeder, aber jeder muß zupacken. Kerle, ganze Kerle gehören hierher.

Wie sehnsüchtig sehen sie den anderen Maschinen nach. So hoch oben! Und das „Baby“, die schnittige Segelmaschine da vorn am Hang. Wie ruhig sie hin- und hersegelt, ein großer Vogel.

„Gestern ist Sonntag gewesen,
Ei, da war sie wieder da...“

Von dem einen Hang schallt's hinüber zum anderen. Die „Weihnachtsmänner“ haben ein anderes Marschlied angestimmt. Sie haben es besonders eilig, denn — ihr Bart — ja, „Eberhard, der mit dem Barte“ war ein reines Waisenkind dagegen.

„Ist die „A“ noch nicht erflogen und der Bart wird abrasiert,
kommt des Nachts die „Schwarze Ruh“, wird mit Wasser operiert.“

„Fremde — Fremde!“

Wie versteinert bleiben die beiden Mädels stehen, die von der anderen Seite auf die Düne gestiegen sind. „Fremde — Fremde“ dröhnt es von allen Hängen. Ist hier das Betreten verboten? Was rufen die rauhen Männerkehlen? Eine Warnung? Die leichten Sommerkleidchen flattern im Wind. Die jungen Flieger sind auch nicht gerade aus Stein. Ihr Rufen verklingt in ein Lachen. Ganz allmählich wagen sich die Gäste näher heran. Aha — sieh mal — ganz nett! — Als hätten diese Männer jahrelang kein weibliches Wesen gesehen. „Mithelfen, los, mithelfen!“ Sie sind auch sogleich dabei, ziehen die Maschine mit auf den Hang. Die Trimgard möchte auch fliegen? Aber sie will gleich von oben von der Düne starten, die kleinen Flügel genügen ihr nicht. Der Fluglehrer —? Er ist damit einverstanden? Er ruft seine Schüler zusammen, gibt ihnen leise eine kurze Anweisung. Sie lächeln verschmitzt. Also los! Die „Fremde“ wird angefnallt. „Wie hoch wollen Sie denn? Dreimal so hoch wie das Kurhaus? Wenn's zu hoch ist, dann drücken Sie den Steuerknüppel nach vorn, fliegen bis zur See, treten rechts in das Seitensteuer und fahren in schrägem Bogen wieder zurück zur Düne — —“

Sie ist schon bedeutend bescheidener geworden: „Geben Sie doch bitte Ihre Heimatadresse an. Sind Sie verlobt? Haben Sie sonst noch etwas zu bestellen?“ — Jetzt wird es unheimlich! Sollte das wirklich so gefährlich sein?

Vor sich den steilen, hohen Hang, die Startmannschaft zum Ausziehen bereit. Sollte sie doch nicht lieber aussteigen? Ihr Herz scheint schneller zu klopfen, all-

mählich wird ihr Gesicht blaß. Nein! Nicht zurück! Krampfhaft hält sie das Steuer fest. Sie muß noch einmal das Kommando wiederholen. „Kommandieren Sie bitte selbst!“ Eine kleine Pause — noch ist es Zeit —. Blamieren vor den Fliegern? Nein, ganz gleich, wie es wird. Sogleich wird die Startmannschaft mit voller Kraft anpacken. Sie sieht die grinsenden Gesichter, in Gedanken schon —. Da, ein gequälter Ruf aus dem Mädchenmunde: „A u s z i e h e n — —!“ — — Was

sie, was es heißt: „Hunger — Hunger!“ Eine Stille im Raum, fünf — sechs — sieben Stullen. „Noch eine Stulle zu Fuß!“ „Den Wasserturm, bittel!“ Die Berge verschwinden in kurzer Zeit. Immer mehr wird von der Küche geholt. Dann — ganz allmählich beginnt wieder die Unterhaltung. Die „Leimbullen“ vom Bauleiterkursus stimmen das Lied vom Auerhahn an. Das haben sie doch zu gern. Uns erscheint es zu wehmütig. Sogleich beginnt ein Sängerkrieg. Doch bald sind sich alle einig und es dröhnt: „Wir sind die Segelflieger...“

Mitternacht auf Vonske.

Ruhe — tiefes Schweigen. Der Mond kommt nur von Zeit zu Zeit hinter den Wolken hervor und erhellte matt die Fläche des Lebasees. Ruhig schallt das Rauschen von der See herüber.

Da huschen einige Gestalten durch das Tal — jetzt bei der Flughalle. Sie tragen etwas! Eine alte Tragfläche? Nach wenigen Sekunden verschwinden sie geräuschlos in einem Dünenkessel. Wieder tiefe Stille. Ein schriller Pfiff:

„Generalalarm“!

In den Schlafsälen ein dumpfes Poltern. „Nicht!“ Vergeblich, der Strom ist ausgeschaltet. Mit einem Ruck haben sich alle aus den Betten gewälzt. Turnhose — Trainingshose —. „Halt! Die Hose gehört mir!“ — Zu spät, jeder hat schon ein Hosenbein angezogen. —

Der erste Schüler stürzt heraus, meldet sich beim Flugleiter. Ihm nach faust die ganze Belegschaft, noch halb im Schlaf taumelnd, sich im Laufen noch anziehend. Einer kommt sogar im Nachthemd, eine Decke unter dem Arm. — „Zurück!“ „Hier Pumpenkommando!“ — „Vöschtrupp!“ — „Bergungskommando!“ — Hier Verbindungstrupp!“ — Kein Laut! Eine Minute nach dem Pfiff steht alles in Reih und Glied angetreten.

Da, ein Glühen an den Hängen ringsumher. Irrendwo brennt es. Dort, hallo! da im Kessel. Scharfe Kommandos! Die Truppen brausen durch den Sand, der Vöschtrupp sogleich zum Feuer. Wirklich, eine alte Tragfläche brennt, die Flammen prasseln, fressen an der Leinwand und an den Rippen hoch. Du tapferer Flügel, so hast du wenigstens ein Ende in Ehren. Da kommen schon die ersten Eimer mit Wasser, die der Verbindungstrupp in langer Kette herbeischafft. Ratsch — der erste Guß, doch — d a n e b e n. Es wäre doch zu schade um das schöne Feuer. Da ist ja auch unser kleines Radieschenbeet, unser ganzer Stolz hier in den Dünen, das viel Mühe und Arbeit gekostet hat. Schnell versickert das Wasser. Ungeheure Mengen werden in rasender Eile herbeigeschafft. Ein Rufen, ein Toben, ein Tempo! Einer stürzt im Dunkeln mit dem Eimer über einen kleinen Hügel, doch weiter — weiter. Der Bergungstrupp. — „Erst alte Leute — den Geldschrank!“ Und dabei fliegen nur Holzkloben durch die Luft, die sie zehn Meter weiter wieder aufpacken.

Das Feuer flackert nur noch. Schlußpfiff! Da stehen die Flieger, vor ihnen der Flugleiter. Er lächelt zufrieden. Es hat geklappt. Der erste wird vor die Front gerufen. Bravo! Damit die Lungen sich noch einmal weiten, gibt es in dunkler Nacht einen Lauf durch die Dünen. „Weggetreten!“ — Das war eine Überraschung, aber Spaß hat es doch gemacht. Sie werden noch oft daran denken.

Alles ruht, — das Feuer scheint sich noch einmal angefaßt zu haben. Zwei Fluglehrer bemerken es, springen aus den Decken und hinaus, der eine nur in einer Turnhose, der andere mit dem Nachthemd be-



Im Hangwind

Fot.: Max Ehlert

ist das? Die Flieger lassen blitzschnell das Seil fallen und — — aber was denn? Sie ziehen die Jacke, das Hemd aus und stehen schließlich alle nur in Turnhosen. Warum? — — Ach so... „Ausziehen“ hatte sie gerufen. Irmgard wird verlegen. Jetzt ist es mit ihrer Fassung vorbei. Diese Flieger haben sie angeführt. Und dazu noch das ungeheure Gebrüll.

Hunger — — Hunger!“

Ein Gesumme auf der Düne. „Hunger — — Hunger“, so schwillt es an, immer in der Melodie des Wolgashifferliedes. Viele Male haben sie die Flugzeuge hochgezogen, manchen Tropfen Schweiß hat es gekostet. Jetzt klingt ihr Gesang wie das Klagen der Galeerensträflinge. „Hunger — — Hunger!“ so dröhnt es in vielstimmigem Chor, als sie bei dem Fliegerlager ankommen. Müde — hungrig — und doch mit Freude im Herzen: Das war heute wieder ein Tag. Da wurde viel zugelehrt.

Raum sind die Maschinen in der Halle, da tönt ein weiches Klingen, das sie alle gern hören: Der „Song“ ruft zum Abendbrot. Das ist wenigstens ein Song, ein Stück einer zersprungenen Granate, das noch von einem Schiffsmanöver vor dem Kriege stammt. Im Speiseraum türmen sich Berge und Berge von Stullen. Am ersten Tage lachten sie direkt darüber, doch jetzt wissen

kleidet — barfuß. — Sie sehen das kleine Feuer, — Schweigen, — sehen sich beide an, sagen kein Wort, legen noch einige Scheite in die Glut, — setzen sich in den Dünenland, der noch von der Sonne warm ist, — schauen sinnend in die Glut — Ja, ja, sie lieben ihre Dünen, ihre Vonske, lieben die Flieger, die Fliegerei. Da müssen sie aber doch beide lachen, — einer im Nachthemd, der andere in der Turnhose. „Die blauen Dragoner, sie reiten...!“ Es klingt hart, ihre Kehlen sind rau von der Seeluft. Sie singen, sie erzählen — bis im Nordosten über der See der Morgen graut.

17 Stunden ohne Motor in der Luft!

Morgens 4 Uhr: „Artaus Kerls, fabelhafter Nordwind!“ Der Windsack ist straff gespannt. In wenigen Minuten steht das „Baby“ vor der Halle. Die ersten Strahlen der Sonne blitzen über die Dünen. Der Flugleiter Settgast schnell mit dem Flugzeug in die Höhe. Ist das ein Aufwind an den Dünen! Ab nach Leba! Das Flugzeug wird immer kleiner, — jetzt kaum noch zu sehen, — es muß beinahe in Leba sein. Wirklich, da an der Mole kurvt es. Schon zehn Kilometer geflogen! Die Lebaer Badegäste liegen noch in tiefem Schlaf. Andere Maschinen folgen. Die Schüler versuchen ihre ersten längeren Flüge, legen ihre C-Prüfung ab.

Morgenkaffee. Settgast fliegt weiter. Mittags 12 Uhr: Settgast immer noch in der Luft. Damit hatte er wohl selber nicht gerechnet. Er hat ja gar nichts gegessen. Eine Tafel Schokolade und eine Flasche Brunnen, mehr hat er in der Eile nicht mitbekommen. Einige bedauern ihn, besonders als sie mittags beim Entenbraten sitzen: aber ehrlich: sie hätten auch gern einmal gehungert, wenn sie so lange in der Luft sein könnten. — Der Strand wimmelt von Gästen. Unter ihnen verfolgt den Flug mit besonderem Interesse der Reichsinnenminister Dr. Frick.

Settgast scheint sich ganz frei zu fühlen. Er drückt den Boden an, reißt die Maschine plötzlich hoch, fliegt eine Steilkurve nach der anderen, so daß den Flugschülern schon vom Zusehen ganz bange wird. Wenn

sein Gesicht gar zu ernst aussieht, dann schallt es im Chor zu ihm hinauf:

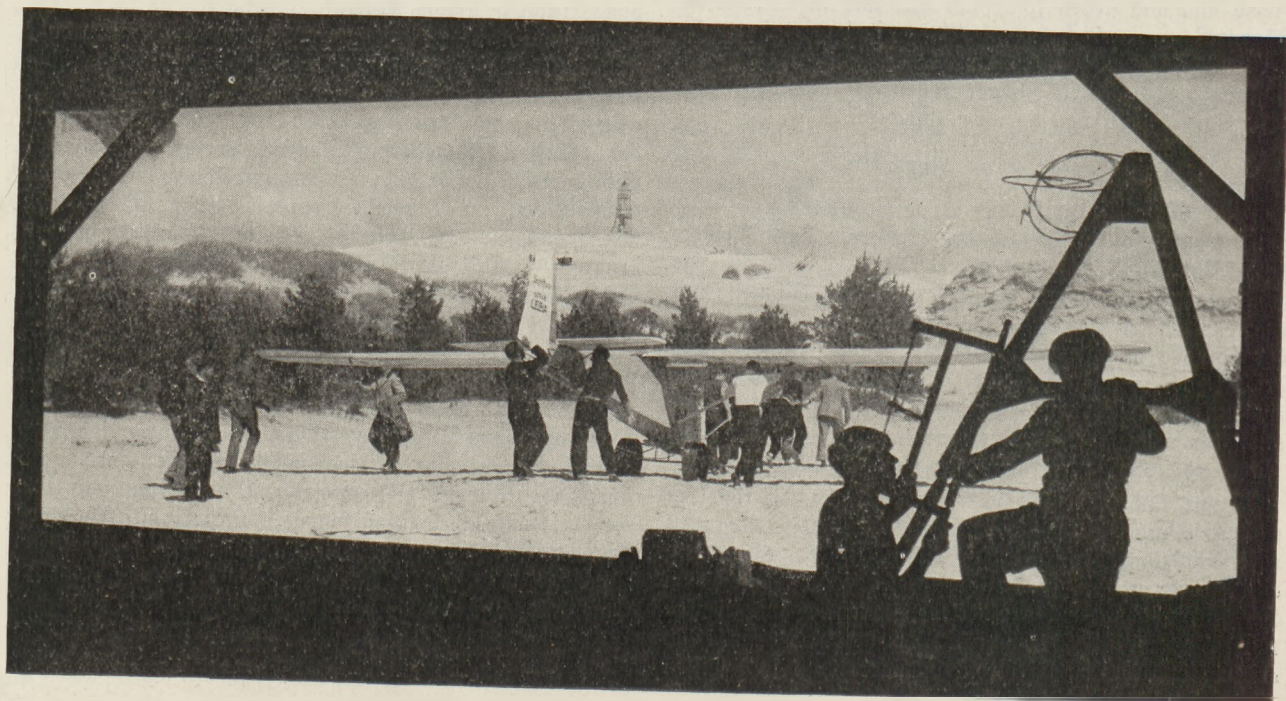
„Und schlägt der Bauch auch Falten,
Wir bleiben doch die Alten.“

Die Sonne neigt sich. Das „Baby“ immer noch in der Luft. Der Wind ist leider schon bedeutend schwächer geworden. Ob er wohl noch die Nacht hindurch wehen wird? Settgast will noch nicht landen. Wer hätte das am Morgen geahnt! Die Flugschüler schleppen von allen Seiten Holz herbei. Die Strahlen der untergehenden Sonne spiegeln sich in der See. Dämmerung. Da flackern auf dem Dünenkamm drei Leuchtfeuer auf. Doch wo ist Settgast? Fliegt er immer noch im Dunkeln? Ist er schon gelandet? Vielleicht im völlig Dunkeln hinter den Dünenkamm geraten und — Bruch?? Bange Minuten! Da — als wenn ein Geist vorbeihuscht. Wundervoll! Eine Sekunde lang die beleuchteten Tragflächen, dann wieder verschwunden.

Aber der Wind, — er hat mächtig nachgelassen: fünf Meter in der Sekunde nur noch. Da kann er doch eigentlich gar nicht mehr segeln, aber er landet immer noch nicht. Jetzt zeigt der Windmesser nur noch zwei bis drei Meter. Und dabei fliegt er noch einmal im Dunkeln nach Leba. Jetzt — eben bei der Kurve streifte er schon den Strandhafer, — aus — er muß landen, setzt die Maschine dicht neben die Brandung, die ihm im Dunkeln einen Anhalt gibt. Die Flugschüler stürzen auf ihn zu, freuen sich unendlich, daß sie Settgast die Hand geben können. 17 ½ Stunden ohne Motor in der Luft, wenn sie das doch auch einmal erreichen würden!

Abschied.

Heiß war der Tag. Sie liegen abends ausgestreckt im Sand, erzählen, erinnern sich an die ersten Tage, wo sie sich noch fremd waren, denken zurück an die vielen Stunden der Freude. Freunde sind sie geworden. Und in ihrem Innersten spüren sie, daß etwas Hohes sie verbindet: die Fliegerkameradschaft! — Am Himmel treten die Sterne hervor. Die Freunde plaudern noch lange, — der letzte Abend auf Vonske.





Vor zwei Jahren, am 26. Juli, sank das Segelschulschiff „Niobe“

Niobe

Prächtig und stolz wie ein Königskind
 durch die tiefblauen Wogen,
 schmucke Segel, prall im Wind
 kommt unser Schiff gezogen.
 Sommerfönnig leuchtet die See.
 Schönste von allen = Niobe! =

Seemann sein! = Sehnlidhster Knabentraum!
 Seefahrt! = Köstliches Leben! =
 Doch nicht alle finden hier Raum
 den Vesten nur ward es gegeben!
 Manoh Mutteraug' stolz ich leuchten seh:
 „Mein Junge, er ist auf der Niobe!“ =

Heldischer Mannen junge Schar!
 Ihr werdet dem Vaterland taugen.
 Deutsche Hoffnung in blondem Haar!
 Mutig blihen die Augen.
 Sie schauen so hell nach Luw und Lee
 auf der Sommerfahrt mit der Niobe.

Was trägtst du für junge, kostbare Fracht
 du hereliches Schiff in die Weite?

Leuchtende Augen, das Herze lacht,
 gebe Euch Gott das Geleite!
 Eine kleine Fahrt nur auf blauer See
 mit dem schönsten Schiff, unsrer Niobe.

Gewitter zieht auf! = des Sturmes Gewalt,
 düst'rer Wolken unheimliche Massen =
 In rasender Eile gelingt's ihm bald
 das Schiff, unser Schiff zu fassen.
 Aber Menschenwert und Menscheninn
 rast das Wetter in wildem Hohn dahin.
 Hinunter auf den Grund der See
 mit dem schönen Fahrzeug, der Niobe.

Wo blieb die junge, die glückliche Schar? =
 Das Wetter hat sich verzogen.
 Uns're deutsche Hoffnung im blonden Haar
 treibt hoffnungslos auf den Wogen.
 Geschlossen im Tod manch junger Mund
 auf der Ostsee tiefstem sandigen Grund.
 Mutterherz schreit im wilden Weh:
 „Mein Junge, er war auf der Niobe!“

Sertha Fricke

Nicht klagen - wieder wagen!

25 Jahre Saßnitz – Trälleborg

Die Reichsbahndirektion Stettin nimmt unter den 28 Reichsbahndirektionen dadurch eine besondere Stellung ein, daß von ihren 17 510 Eisenbahnern beinahe 300 zum Schiffsdienst gehören. Diese „Reichsbahnmarine“ betreut den Eisenbahn-Fährverkehr über den Strelasund zwischen Stralsund und Altefähr, über die Swine zwischen Swinemünde und Ostswine und besonders aber den Hochsee-Fährbetrieb zwischen Saßnitz und Trälleborg. Dieser Betrieb blickt am 6. Juli 1934 auf sein 25jähriges Bestehen zurück. Die Bedeutung der „Schwedenfähre“ für den Verkehr zwischen Deutschland und dem stammverwandten Schweden und für den zwischenstaatlichen Personen- und Güterverkehr überhaupt rechtfertigt an der Schwelle des zweiten Vierteljahrhunderts ein besonderes Gedenken.

Der fortgesetzt gestiegene Verkehr zwischen Deutschland und Schweden hatte, namentlich im Interesse des Personen- und Postverkehrs, bereits im Jahre 1865 zur Eröffnung einer von den schwedischen Staatseisenbahnen betriebenen Postdampferlinie Malmö—Stralsund und im Jahre 1897 zur Einrichtung eines staatlich subventionierten Postdampferverkehrs zwischen Saßnitz und Trälleborg geführt, der deutscherseits von der durch ihren Rügendampferverkehr weitbekannteren Stettiner Reederei Braeunlich, schwedischerseits von der Rederi A. B. Sverige-Continenten in Stockholm betrieben wurde. Aber auch dieser Verkehr genügte im Laufe der Jahre nicht mehr den fortschreitenden Verkehrsansprüchen. Insbesondere wurden die Wünsche immer lauter, nicht nur den Reise- und Postverkehr noch weiter zu verbessern, sondern auch den Güteraustausch — namentlich bei frost- und hitzeempfindlichen Gütern — zu beschleunigen und kostspielige und zeitraubende, vielfach zu Schäden führende Umladungen zu vermeiden. Nach dem Vorbild des 1903 eröffneten Dampffährbetriebes zwischen Deutschland und Dänemark (Warnemünde—Sedser) wurde daher im Jahre 1907 durch Staatsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und dem Königreich Schweden trotz der ungleich längeren Entfernung beschlossen, einen durch die Preußischen und die Schwedischen Staatseisenbahnen gemeinschaftlich zu führenden Hochsee-Fährbetrieb zwischen Deutschland und Schweden einzurichten. Während auf schwedischer Seite Trälleborg als Ausgangspunkt feststand, fiel in Deutschland nach längerem Schwanken insbesondere zwischen Saßnitz und dem noch nördlicher gelegenen Arkona die Wahl auf Saßnitz; ausschlaggebend war in der Hauptsache, daß Saßnitz Endpunkt der Schweden-Verkehrslinie Berlin—Stralsund—Saßnitz war und bereits einen einigermaßen ausgebauten Hafen besaß.

Für den Fährbetrieb, der angesichts seiner Bedeutung für beide Länder am 6. Juli 1909 in Gegenwart des Deutschen Kaisers und des Königs von Schweden feierlich eröffnet wurde, ließ Preußen die Fährschiffe „Deutschland“ und „Preußen“, Schweden die Fährschiffe „Konung Gustaf V.“ und „Drottning Viktoria“ bauen. Während die schwedischen Schiffe in Schweden und England gebaut wurden, sind die deutschen Schiffe Meisterwerke des Stettiner Vulcanus. Neben dem Bau der Schiffe mußten sowohl in

Saßnitz als auch in Trälleborg umfangreiche Hafen- und Werkstättenanlagen hergestellt werden. Insgesamt wendete Preußen 10 Millionen Mark auf. Die beiden schmucken, jedem Rügen- und Schwedenfahrer wohlbekannten Fährschiffe „Deutschland“ und „Preußen“ — die schwedischen Schiffe haben ungefähr die gleiche Bauart — sind je 113,8 Meter lang, bis 16 Meter breit und haben bei 2400 Tonnen Wasserverdrängung leer 4,3 Meter, beladen 4,9 Meter Tiefgang. Bei 16,5 Seemeilen Geschwindigkeit legen sie die 107 Kilometer lange, während der Vorbeifahrt in der rügenschene Steilküste besonders reizvolle Fährstrecke in rund 4 Stunden zurück. Je 160 Meter nutzbare Gleislänge bietet 8 D-Zugwagen oder 18—20 Güterwagen Platz. Die Einrichtung der Schiffe an Speisesälen, Aufenthaltsräumen, Kabinen usw. genügt ebenso wie der jetzt der Mitropa obliegende Wirtschaftsbetrieb auch verwöhnten Ansprüchen. Insbesondere aber genügen die Schiffe infolge ihrer im Laufe der Jahre immer mehr vervollkommenen technischen Ausgestaltungen — es seien nur die Schottenanlagen, die Funkentelegraphie, die Funkpeilanlagen, die Unter-Wasser-Schallsignalanlagen und die Kreiselkompaße erwähnt — den höchsten an die Schiffsicherheit zu stellenden Anforderungen, so daß die Schiffe das Unsinkbarkeitszertifikat des Germanischen Lloyd und das Internationale Schiffsicherheitszeugnis der Deutschen Seeberufsgenossenschaft für kleine Küstenfahrt erhalten konnten.

Neben dem Personenverkehr, für den täglich in beiden Richtungen zweimal direkte Schnellzugswagen Berlin—Stockholm, Berlin—Oslo, Hamburg—Stockholm und Hamburg—Oslo trajektiert werden, werden für den Güterverkehr täglich besondere Güterfahrten, deren Zahl sich nach dem Verkehrsanfall richtet, ausgeführt. Während die aus Deutschland kommenden Güterwagen in der Hauptsache Maschinen, Kraftwagen, chemische Erzeugnisse und Stückgüter aller Art ausführen, treffen von Trälleborg in Saßnitz insbesondere Fische, Vieh, Leder, Steine und dergl. ein. Daneben spielt sich über die Fährre auch ein reger Güteraustausch im sonstigen zwischenstaatlichen Güterverkehr ab; genannt sei nur der wegen der Schnelligkeit und Zuverlässigkeit des Fährbetriebes besonders beträchtliche Verkehr mit Obst, Gemüse, Südfrüchten und Schnittblumen. Auch zum Übersetzen von Personenkraftwagen ist der Fährbetrieb in immer steigendem Maße nutzbar gemacht worden.

Für den Personen- und Güterverkehr, der im regelmäßigen Verkehr durch zwei Schiffe bewältigt wird, während die anderen in Bereitschaft liegen, bestehen direkte Tarife, durch die die Abwicklung des Verkehrs denkbar erleichtert wird. Für den Ausflugsverkehr, in dem die Reisenden auch die Güterfahrten benutzen können, werden Ausflugskarten zum halben Preis mit verbilligten Anschlusskarten nach Malmö, Lund, Helsingborg und Ystad ausgegeben; als Passersatz dient hierbei ein Ausflugschein. Weiter veranstaltet das Reichsbahn-Verkehrsamt Stralsund alljährlich im Juli eine Sonderfahrt, die nicht nur von den Gästen der rügenschene Seebäder, sondern auch von

den Einwohnern Rügens und Vorpommerns mit Vorliebe benutzt wird.

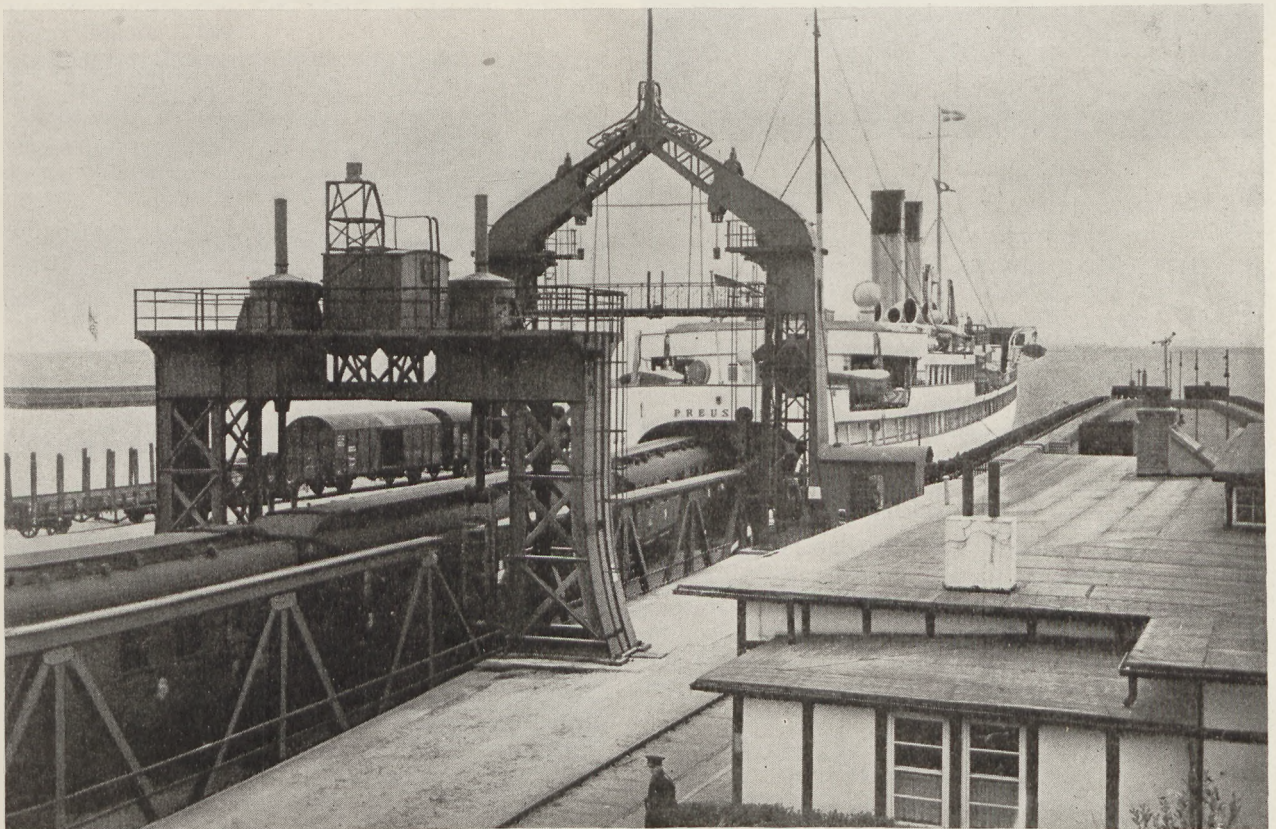
Der Fährbetrieb, der auf deutscher Seite mit der Übernahme der Vänderbahnen auf das Reich am 1. April 1920 auf die Deutsche Reichsbahn übergegangen ist, hat die auf ihn gesetzten Erwartungen im Laufe der Zeit voll erfüllt. Ebenso wie ihm zeitweise — z. B. während des großen englischen Bergarbeiterstreiks — ein derart starker Verkehr zugefallen ist, daß alle vier Fährschiffe regelmäßig verkehren mußten, ist die allgemeine Schrumpfung des Welthandels und der damit verbundene Verkehrsrückgang an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Jedoch macht sich der Wirtschaftsausschwung der letzten Zeit auch im Fährbetrieb erfreulich bemerkbar. Insgesamt wurden befördert:

Jahr	Fahrten	Personen	Beladene	
			Güterwagen	Leere Güterwagen
1927	2536	118 516	21 036	5 249
1928	2796	156 061	24 365	6 451
1929	2865	165 472	25 803	6 410
1930	3028	184 445	24 771	6 169
1931	3172	169 684	23 789	10 351
1932	2412	112 994	17 235	5 511
1933	2456	107 672	17 796	5 891

Während des Weltkrieges wurden im Interesse der Sicherheit der Reisenden deutscherseits nur Güter befördert, während der Personenverkehr von den schwedischen Schiffen bedient wurde. Weiter wurden im Jahre 1920 die „Deutschland“ und die „Preußen“ vorübergehend aus dem Verkehr gezogen, um Tausende von Volksgenossen zur Abstimung über das Verbleiben ihrer Heimat Erde bei Deutschland nach Ostpreußen zu befördern. Im übrigen ist der Fährbetrieb, der glücklicherweise von besonders schweren

Anfällen verschont geblieben ist, trotz der allgemein bekannten schwierigen Eisverhältnisse zwischen Saknäs und Trälleborg nur zweimal an insgesamt 7 Tagen stillgelegt worden, und zwar in den Monaten Februar-März 1924 und 1929. Die Erfahrungen des besonders harten Eiswinters Anfang 1929, während dessen sich namentlich auf deutscher Seite Hunderte von Güterwagen angestaut hatten, legten den Betriebsverwaltungen den Gedanken nahe, eine besondere Eisbrecherfähre zu bauen. So entstand im Jahre 1931 das Fährschiff „Starke“, das selbst Güterwagen aufnehmen kann und bei harten Wintern den Personenfährschiffen den Weg durchs Eis bahnen soll.

Erschien es anfangs als ein Wagnis, eine Hochseefährverbindung auf die bisher nirgends erreichte Entfernung von über 100 Kilometer einzurichten, so ist heute die Schwedenfähre aus dem deutsch-schwedischen wie auch aus dem übrigen zwischenstaatlichen Verkehr einfach nicht mehr hinwegzudenken. Der Rügendamms zwischen Stralsund und Altefähr, dessen Bau voraussichtlich Ende 1936 beendet sein wird, und der zur Zeit die bedeutendste Arbeitsbeschaffungsmaßnahme in der Provinz Pommern darstellt, wird, wenn auch dann die Fährschiffahrt über den Strelasund mit ihrem für jeden Schweden- und Rügenschiffer unvergeßlichen Blick auf das 700jährige Stralsund der Vergangenheit angehören und damit wieder ein Stück Bergromantik verschwinden sein wird, die Reisezeit nach Schweden um etwa eine Stunde verkürzen und damit dem Verkehr einen neuen Auftrieb geben. Möge die Schwedenfähre auch fernerhin eine treue und zuverlässige Brücke über die Ostsee bilden zum Nutzen der Reisenden und der Wirtschaft und zur Vertiefung der Verbundenheit des stammverwandten deutschen und schwedischen Volkes.



Der D-Zug Berlin—Oslo rollt auf das Fährschiff „Preußen“

Fot. Gorisl

Deutsch-Schwedische Kunstausstellung Salsnik-Dwasieden

Der Aufbruch unserer Nation hat eines in den Vordergrund gerückt, das sich über die Grenzen des deutschen Volkes hinaus Geltung verschafft hat oder verschaffen wird: den Begriff des Nordischen, der eine Lebensfrage für Europa ist. Daraus folgt eine Umdeutung des Wortes „nordisch“; es sagte lange Zeit das gleiche wie „skandinavisch“ — alles, was nördlich der Ostsee lag, bezeichnete man damit. Nun aber schwindet diese äußerliche Trennung nach Ländern; Kenntnis und Achtung der Erbwerte schaffen eine innere Bindung



Emil Olsson: Der Sämann

über Völker und Länder hinaus und bekräftigen, was seit Jahrhunderten und Jahrtausenden erfüllt wurde, was Leben und Geschehen erwies: daß die skandinavischen Völker mit dem deutschen Volke zusammen einen Kulturkreis bilden, der aus dem ursprünglich germanischen erwachsen ist; den Kulturkreis, den wir heute den nordischen nennen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist in heutiger Zeit eine gemeinsame kulturelle Veranstaltung Deutschlands und Schwedens von besonderer Bedeutung: vom 5. bis zum 20. Juli findet im Schloß Dwasieden, das damit seit langer Zeit wieder der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, eine Deutsch-Schwedische Kunstausstellung statt. Anlaß dazu ist das 25jährige Bestehen der Fährschiffslinie, die eine Verbindung von Pommern nach Schonen, von Deutschland nach Schweden schuf und die die Möglichkeit gab, daß diese beiden Völker sich kennenlernten.

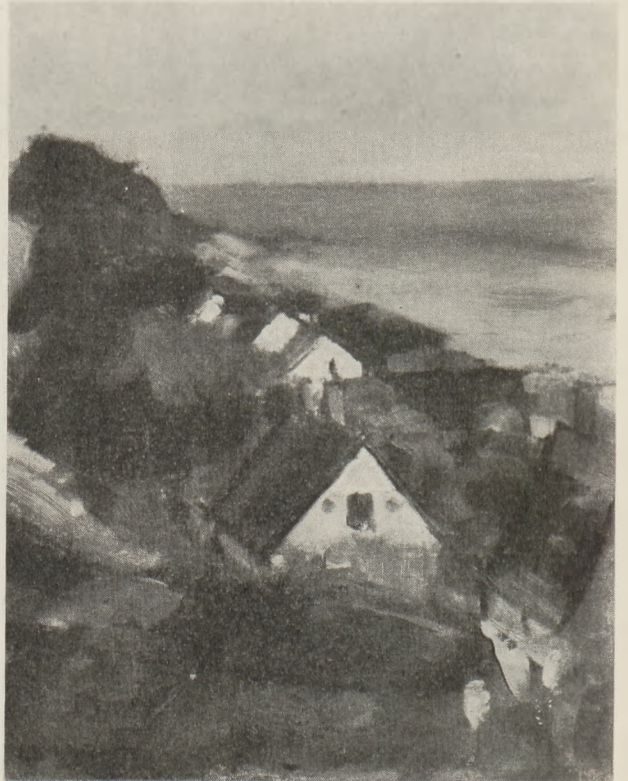
Der Kronprinz von Schweden, der zugleich Herzog von Schonen ist, hat die Schirmherrschaft der Ausstellung übernommen, namhafte Persönlichkeiten aus Schweden und Deutschland — darunter auf deutscher Seite Gauleiter Staatsrat Karpenstein — bilden das

Ehrenpräsidium; Künstler aus der Provinz Schonen und den deutschen Ostseeländern zeigen ihr Schaffen.

Sowohl der schwedische Teil als auch der deutsche verzichten darauf, einen bestimmten Stil als allein-geltend oder als allein wertvoll hinzustellen. Was an Malern in Schonen am Werke ist und was die Maler, die aus den deutschen Ostseeprovinzen stammen, schaffen, soll gezeigt werden, wobei die Auswahl durch die zur Verfügung stehenden Ausstellungsräume begrenzt war.

Beide Länder sind mit Bildern zahlenmäßig gleich vertreten. Da aber in der Provinz Schonen weit weniger Maler leben als in unseren Ostseelandschaften, konnte jeder schwedische Maler eine größere Zahl seiner Bilder zur Verfügung stellen, als dies auf deutscher Seite der Fall ist. Das hat zur Folge, daß die deutschen Maler in der Hauptsache neuere Werke zeigen und damit einen guten Überblick heutiger deutscher Malkunst geben, während die Schweden auch auf ältere Werke zurückgreifen mußten — und damit über ihren Werdegang Aufschluß geben.

Die schwedischen Aussteller gehören zu einer schonischen Künstlergruppe „Die Zwölf“, deren Mitglieder — wie die Ausstellung zeigt — verschiedene Ausbildungsgänge hinter sich haben. Johan Johansson z. B. studierte lange Zeit in Deutschland, malte ursprünglich impressionistisch und fand in Schonen schließlich eigene Form und ihm entsprechende Themen; er setzte sich durch und steht seit 1934 an der Spitze der genannten Künstlergruppe. Erik Jönssons ältere Bilder zeigen französische Anlehnung; Pär Siegård malt heute noch betont exstatistisch. Die meisten neueren Bilder aber, vor allem die von Johanson-Thor und Emil Olsson sind



Joh. Johansson: Sonnenuntergang

derart einmalig, daß aus ihnen allein keine Verwandtschaft festzustellen ist.

Von den Schwedischen Bildern sind „Der Sämann“ (Olsson) und „Sonnenuntergang“ (Johan Johansson) hier abgebildet. Beide Bilder verlieren durch die schwarzweiße Wiedergabe viel von ihrer Kraft. Der „Sonnenuntergang“ zeigt in der Abbildung zwar eine Gemeinsamkeit von Häusern auf fruchtbarem Lande bei stiller, klarer See: er zeigt nicht die Mächtigkeit der Farbe, in der die Dächer rot und blau aufleuchten. „Der Sämann“ in seiner bewußten Haltung, in seinem festen Schritt auf fetter Erde — deren Farben wie in allen Bildern Olssons ungebändigt nebeneinander stehen — läßt nur ahnen, welches Leuchten auf dem Bild von der klobigen, säenden Hand ausgeht und wie damit symbolhaft der Bauer und sein Werk gefeiert wird. Das ist überhaupt Olssons einziges Thema. Er lebt auf dem Gut seines Bruders in Schonen und malt immer wieder seine Mutter, seinen Bruder, Knechte und Mägde; malt immer wieder das, womit er täglich lebt: Ernte, Kirchgang, Landschaft; malt immer wieder sein Land, sein Bauerntum mit unbekümmerter Selbstverständlichkeit.

Auf deutscher Seite liegt das Werk einer Gruppe aus einer Landschaft nicht vor. Der Raum, aus dem die Künstler stammen, ist viel ausgedehnter; auch der Altersunterschied ist größer. Und so ist der Gesamteindruck ganz anders: Landschaften aller Provinzen von Ostpreußen bis Schleswig-Holstein, Fischerfrauen der Røhring, Fischer von Rügen, Bürger, Patrizier, Volkserzählungen, romantisierende Landschaften und — das ist in dieser Ausstellung besonders reizvoll — skandinavische Landschaften werden gezeigt. Auch die Malweise ist verschieden: ältere Maler, die durch den Impressionismus ihren Stil fanden; jüngere, die den Impressionismus bekämpften und nach ausdrucksmäßiger Gestaltung zu eigener Art kamen. Beides zusammen gibt wahrheitsgemäß den heutigen Bestand der deutschen Malerei wieder.

Mehrere Pommern befinden sich unter den deutschen Ausstellern. Die Abbildungen zeigen zwei ihrer Bilder: Heinz Vasedows Bildnis des Fischers Benz aus Lohme auf Rügen, das eine Gestaltung des Fischertyps schlecht hin ist; ein Kopf, der gegen Wind und Wetter anwütete, der der See Lebensunterhalt und Leben abrang und der in Gefahren und Sorgen gelassen wurde. Und schließlich E. v. Ramekes Zeichnung „Verschnittenes Gehöft in Röpmerow“, die die Abgeschlossenheit der Rügenschon Höfe zeigt, die die Weite des Seeblickes von der Küste aus aufweist und in diesem Gegensatz der winterlichen Einsamkeit jener Gehöfte und jener Insel Gestalt gibt.

Alle Abbildungen geben einen Eindruck von der Heimat und Beschaffenheit der Menschen jener Länder, aus denen die Künstler stammen; sie haben alle etwas

davon, was die Künstler von ihrer Heimat und ihrem Volke fühlen. Alle aber geben nur einen kleinsten Einblick in die Ausstellung, die den Deutschen Gelegenheit gibt, Schweden kennenzulernen, den Schweden Deutsche kennenzulernen.

Für die ausstellenden Künstler wird das zur Wirklichkeit. Sie werden gemeinsam eine Woche in Sankt



Heinz Vasedow: Fischer Benz



Egon von Rameke: Verschnittenes Gehöft auf Rügen

— die Gemeinde Saknitz veranstaltet aus Anlaß des Jubiläums eine deutsch-schwedische Woche mit deutschen und schwedischen Volkstänzen, mit Vorträgen, Musikabenden, Filmen — in dem gleichen Hause wohnen. Damit ist schon der Sinn der Veranstaltung gekennzeichnet, wie es auch im Vorwort des Sonderkatalogs zur Ausstellung heißt: „Je besser Menschen und Völker sich gegenseitig kennenlernen, um so leichter verstehen

sie einander. Der Verkehr ist die Voraussetzung des Sichkennenlernens die Kunst gibt uns Aufschluß über das Wollen und Streben eines Volkes.

Wenn durch die Saknitzer Ausstellung dem Bau der deutsch-schwedischen Beziehungen ein Stein der Freundschaft und des Verständnisses hinzugefügt wird, so hat sie ihren Zweck erfüllt.“

FRIEDRICH WAGNER-POLTROCK:

Echtes Bauen — nicht Gestaltungswirrwarr!

Wer in den deutschen Städten Umschau hält, gewahrt, daß vor 1850 in wohlklingendem Einklang der Formen gebaut wurde, daß das folgende Jahrhundert aber eine Gestaltungswirre gebracht hat, wie sie vorher in der Kette baugeschichtlicher Entwicklung niemals vorgekommen ist. Es galt für eine nicht denkbar gewesene Volksvermehrung schnell und ausreichend Vorsorge zu treffen. Städte, die um die Jahrhunderthälfte fünf- oder zehntausend Menschen beherbergten, mußten in wenigen Jahrzehnten Rathäuser, Schulen, Fabriken, Kirchen und Wohnhäuser für die um das zeh- und zwanzigfache gewachsene Bevölkerung aus der Erde stampfen. Das Unglück wollte, daß dies in einem Augenblick geschah, da die handwerkliche Überlieferung von Jahrhunderten infolge des Eindringens maschineller Erfindungen und industriellen Denkens fast gänzlich zerrissen war, als Baugewerkschulen und akademische Hüter der Baukunst sich in die Sackgassen abgebrauchter Stilformen verrannt hatten, als gleichzeitig eine gewinnstüchtige Bauindustrie die Nachahmung architektonischer Zierstücke in unedlem Baustoff, in Blech und Stuck, in Pappe und Zement, massenweise auf den Baumarkt warf.

Um das Unheil der Bauverwilderung noch größer zu machen, ging neben diesen Ubelständen auch alles Gefühl für organischen Stadtbau verloren. So gründlich, daß in Dresden oder Stuttgart, in Königsberg oder Freiburg mit einem Schlage alle Stadtgrundrisse aussahen wie das Maschenwerk eines Stanzblechs: alle Straßen gleich breit, gleich gerade, gleich langweilig. Da wuchsen knallrote Postämter und Kirchen empor, die sich gotischer Zierformen bedienten. Schulen und Gerichtshäuser entstanden, die Barockschweifungen fälschten. Miethäuser behängten sich mit verlogener Zier in Sims und Fensterrahmen, in Türsturz und Erker, die italienischer Baukunst unverständlich entlehnt war.

Alles Neugeschaffene war ohne Gestalt, ohne Form, ohne Innentum. Alles Wertvollste wurde mißachtet und zerstört.

Was in dieser Zeit unserem Vaterlande an baulichen Werten verloren ging, was dem Moloch „Verkehr“, dem Schlagwort „modern“ geopfert wurde, übertrifft bestimmt die Vernichtungen der Kriege des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Der Unverstand der Menschen des 19. Jahrhunderts war erschütternd. Denn in alten Stadtmauern und Tortürmen, in schlichten Bauwürfeln ohne Zier lag oft mehr handwerkliche Güte, mehr städtebauliche Platz- und Straßengestalt, mehr Ethik des deutschen Stadtbildes, mehr Heimatwerk als in Stilzier gotischer Fenster oder Schweifgiebeln der Barockzeit. Der Oberlehrergeist des ver-

flossenen Jahrhunderts zeigte mit dem Finger auf jedes Säulenkapital und jede Schnitzform alter Ornamentik — hatte aber den Blick verloren für die Reihung stiller Bürgerhäuser und ihre Einfügung in Ortsbild und Landschaft.

Was bringt das große Besinnen unserer Zeit? Eine Abkehr von der Geldgier, die wir Kapitalismus nennen, eine Einkehr zu den Werken, die wir als die Grundwerte von Volk und Vaterland empfinden. Wie wir uns in Familien- und Ahnenforschung bewußt dem blutmächtigen Erbgut des deutschen Menschen zuwenden, hoffend, daß dem Neuerwerden dieser Artgesinnung der Segen nicht fehlen kann — so erkennen wir heute mit wachem Auge was in Dorfbild und Stadtförmigkeit bedeutungsvolles Erbe der Väter oder Gnade der Natur ist, was sorgsam geschützt und vor Zerstörung bewahrt oder in seiner Wirkung betont und hergestellt werden muß. Vieles ist verschüttet oder durch Nichtbeachtung verdrängt — und kann doch mit geringen Mitteln zu überraschendem Neuleben erweckt werden. Alles was dazu beiträgt, die Gesichtszüge unserer Heimat zu vertiefen, hilft edelstem Wollen in unserem Vaterlande. Der Begriff Heimat — er setzt sich zusammen aus allem, was uns von Natur und Baugeschick seit frühester Kindheit in der Erinnerung haften geblieben ist, was uns zu Staunen und Erschüttern oder zu stillem, nicht wissendem Erfühlen der Schönheit gebracht hat. Wird der Berg, der die Vaterstadt mit lieblichem Umriß weithin verschah zum Steinbruch und allmählich abgetragen, wird ein alter Baum vor dem Stadttor gefällt, ein Bahndamm quer durch die Landschaft gezogen, so



Die „Dilla“ von früher



Gemeinschaft des Dorfes

Fot. Teschke

empört sich in uns alles, was Heimatgefühl war. Das Neue dagegen, so hinzugefügt, daß das Bisherige verbessert und bereichert wird — kann den Stolz auf die Heimat vermehren und das Band zwischen Umgebung und Menschenseele enger knüpfen. Darum ist wahre Baukunst, welche von jeher das Antlitz unserer Städte formte, so wichtig in der Rangordnung der Werte. Sie trägt wesentlich dazu bei, die Heimatliebe zu mehren — und Liebe zur Heimat ist die Vorstufe aller Vaterlandsiebe.

Es ist schwer in Worte zu fassen, was das tiefste Merkmal deutschen Bauerschaffens ist: wir müssen, um dies zu erkennen, die früheste Baukunst und die allerschlichtesten Formen betrachten. Da, wo das Bauen Züge des Unbewußt-Geschaffenen trägt, birgt es stärksten Ausdruck. Daher liegt in einem deutschen Bauernhof, der oft nicht die geringste Zier aufweist — oder in den aufragenden deutschen Burgen — oder in Stadtmauer und Befestigung alter Städte solch ungeheure und ergreifende Ueberzeugungskraft. Daher haben Brücken, die in derbgemauerten Bogen schwerfällig über den Strom schreiten — so große Wucht, daß wir bei ihrem Anblick mitformen und nachtaften, uns klein als kleine Menschen fühlen und den türmenden Gestalter bewundern.

Im deutschen Bauwesen war freier Rhythmus, herrschte handwerkliche Gediegenheit, hielt Zweckbetonung und kindliche Freude an Kraft und Umriß sich die Waage. Wie die Verse der Minnesänger noch nicht skandiert, sondern nur von Wortklang und Ausdruck geführt und locker gebunden waren, so setzten die alten Baumeister in freier Verteidigung Fenster und Tür in die ragende Wand, stützten, wo es not war, mit Sockel und Strebepfeiler, fügten handgeschmiedete Gitter hinzu und schweres Holzwerk und stülpten die Haube des regenwehrenden Dachs darüber. Die tötende Symmetrie, der Gleichschritt der Achsen waren noch nicht da.

Wie in der Politik, hat uns bestimmt auch in jeglicher Kunst das Hinüberschieln nach Rom geschadet. Die romanischen Völker waren bewußt und raffiniert, und leider hat uns dieses Bewußtthandeln Eindruck gemacht und zur Nachahmung gereizt. So übernahmen wir von Rom die Symmetrie und die antikisierenden Säulen, die Simsformen und Fensterumrahmungen. Die



So baut man heute: Schlicht und schön

artfremden Jesuiten trugen ganz undeutsche Zier ins Land, überklebten die handwerklich geschichtete Mauer, der man Mühe und Ehrbarkeit des Maurers ansah, mit Säulen, Bogen und Ornamenten, die nicht mehr handwerksgerecht waren, und brachten mit Stuck, Vergoldung, gemalten Perspektiven und Pilastern aus Kunstmarmor, Talmi und Unwahrhaftigkeit in weite deutsche Landstriche.

Merkwürdig bleibt, daß das Empfinden für echtes Bauen im Volk noch nicht erstorben ist. Fragen wir, wie jemand ein Haus haben will, so wird der natürlich fühlende Mensch nicht angeben, er wolle diese oder jene Stilform sehen, sondern verlangen, daß das Haus gewachsen erscheint. Die Natürlichkeit des Ausdrucks, als wäre das Haus nicht gewollt, sondern mit Naturformen und -farben, mit Baum und Fluß und Berg gewachsen, ist, was wir für unsere deutsche Baukunst, soll sie wieder zu Herzen gehen, anstreben müssen. Die Freude am Gediegenen und Werkgerechten, am gefügten und geschichteten Mauerwerk, am hammergeschmiedeten Eisen oder beilbehauenen

Valken, am rotgebrannten Dachstein und gekalkter Wand ist trotz Beton und Dachpappe lebendig geblieben.

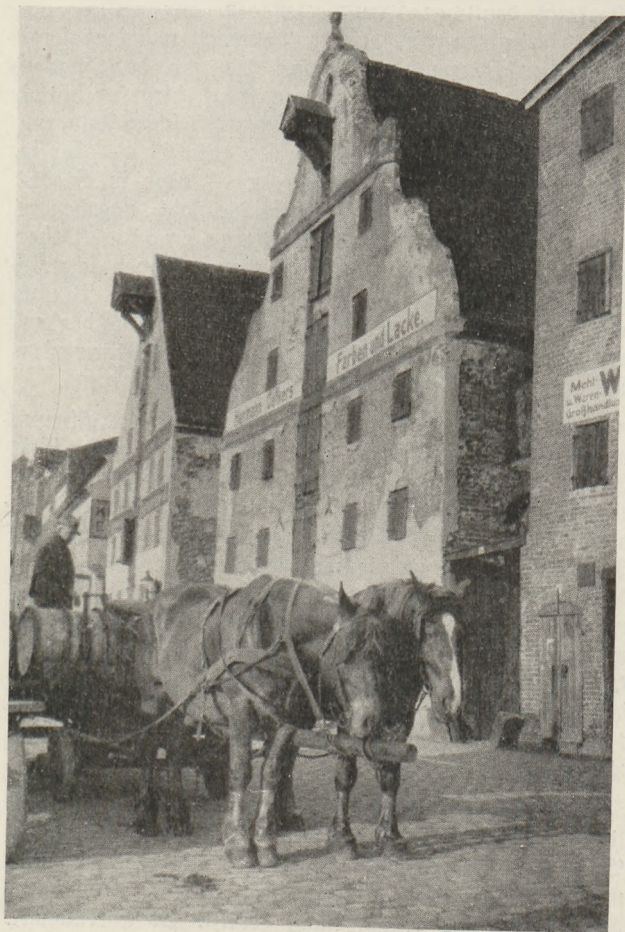
Das Handwerk mit seiner Freude an handgeschaffener Arbeit ist mehr als ein Halbjahrhundert zurückgedrängt, ja fast verachtet worden, weil es dem kapitalistisch denkenden Menschen zu wenig einbrachte.

Wie hoch ist dagegen seine Wertung in unserer Zeit. Es ist, als ob die Würde der alten Meister neu erkannt sei. Der Schreiner, der das Holz zu Form und Leben bringt, der Töpfer, der mit seiner Hände Geschick den Ton knetet und zum Gefäß rundet, der Schmied, der das Eisen zwingt, und hämmert, bis es Türband und Sitter wird, der Maurer, der Zimmerer, die das Haus aufrichten — sie alle werden neu geachtet und ihre Arbeit bringt ihnen die Ernte des Lobes und der Befriedigung. Nur auf dem Handwerk und aus dem geruhamen Fleiß des Gerechtmachenden kann das Allwerk deutscher Baukunst neu erwachsen, das wir ersehnen und erstreben, das wir aus dem Urborn der Volksseele von langer Verschüttung befreien müssen — wir, jeder Wohnende, jeder Werkende, jeder Arbeitgebende — das ganze Volk.

WALTER TREICHEL:

Hanseatengeist

Nicht nur Könige und Diplomaten machen die Geschichte. Die deutsche Vergangenheit ist reich an Beispielen, die beweisen, daß in entscheidenden Augenblicken das Volk den richtigen Weg fand, während Fürsten



Alte Hafenspeicher in Stettin

und Staatsmänner das Schicksal des Reiches in verderbliche Bahnen zu lenken drohten. In einer Zeit, als das deutsche Kaisertum sein höchstes Ziel darin sah, in Rom vom Papst mit der Herrschaft beliehen zu werden, erwachte im deutschen Volk der Drang nach kolonialisatorischer Betätigung im Osten des Reiches. In einer Zeit, in der das Land in Hunderte von kleinen Territorien zersplittert und für große geschichtliche Aufgaben unfähig war, regte sich der Wagemut beherzter Männer und vollbrachte Taten, die Geschichte wurden. Gerade die Geschichte des deutschen Ostens ist mit dem Tatendrang und dem Schaffen auf eigene Faust und aus eigener Kraft untrennbar verbunden. Die deutschen Kaiser des Mittelalters standen den Ereignissen im Osten fremd gegenüber. Was hier geschaffen wurde, ist das unsterbliche Denkmal des freien und verantwortungsfreudigen deutschen Geistes.

Durch zwei Gemeinschaften wurde der Osten zuerst in politische Bewegung gebracht: durch die Hanse und den Ritterorden. Hanse und Ritterorden begründeten die politische Tradition des Pommernlandes, von dessen einheitlicher Struktur die Bürgerbauten und Kirchen Stralsunds und Greifswalds und die Ordensburg in Bütow zeugen. Von kaiserlichen und königlichen Bauten stößt Pommern nicht. Es wurde bis zur Zeit Friedrichs des Großen stiefmütterlich behandelt. Unsere Tradition findet ihren Ausdruck in den mächtigen architektonischen Denkmälern des deutschen Kaufmanns, der zugleich wagemutiger Seefahrer, und des deutschen Ritters, der zugleich Bekehrer war. Der Mensch des Ostens machte sich selbst zum Volkswerk des Reiches. Er kämpfte selbst und nicht mit Söldnern, er führte Krieg gegen andere Mächte ohne staatliche Subvention, er wurde Christ und scheute sich doch nicht, die Diener der Kirche zu erschlagen, wenn sie ihr Haupt zu frech erhoben. Der Stralsunder Pfaffenmord ist ein Beispiel seines gerechten Zornes und der siegreiche Krieg gegen das mächtige Dänemark ein Beweis seines unbeugsamen Herrscherwillens.



Stralsund - das Nürnberg des Nordens

Fot.: Max Ehlert

Nicht nur Süddeutschland hat mittelalterliche Traditionen. Es hat nur andere. Die Geschichte Süddeutschlands ist die Geschichte reicher Kaufleute, wie der Jigger und Welfer, der Zünfte, Handwerker, Dichter und Maler. Unsere Tradition ist bewegter. Die „Osterlinge“ hatten keine Zeit, Schmuckkästchen wie Rothenburg oder Nürnberg zu bauen. Es wäre zudem sinnlos gewesen, denn im Osten herrschte das kriegerische Element vor. Als mittelalterliche Stadt hat sich Stralsund bis heute bewahrt, und auch dort gibt es keinen Kirchturm, kein Stadttor und keine größeren Bauten, um die nicht heisse Kämpfe getobt haben und die nicht selbst teilweise zerstört wurden, um dann ein neues, trohigeres Antlitz zu bekommen. Jeder Bürger der Hansestadt Stralsund war Kaufmann und Krieger zugleich und jedes Haus wurde gegen das Nachbarliche um einige Meter versetzt, um so schützende Winkel für den Straßenkampf zu bilden. Die Seele alter pommerischer Bauten ist anders als die, welche die gotischen Baudenkmäler mit ihren vielen Verzierungen, Türmchen und Pfeilern erdachte. Der Süden mit seinen Münstern und Spitztürmen strebte zur Höhe, der Norden mit seinen breiten massigen Bauten wuchtet in der Erde.

Die großen Städtebauten im Westen und Süden des Reiches zeugen von einem einheitlichen und teilweise prunkvollen Herrscherwillen. Die Städte des Ostens wuchsen aus gemeinsamem Geist und aus lebensnotwendiger Kampfgemeinschaft.

Wie sich der Süddeutsche seine leichte und frohe Art erhalten hat, so der ostdeutsche seine gesunde Hartnäckigkeit. Mehr als 20 Heerfahrten waren nötig, um in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts den Widerstand der heidnischen Wenden zu brechen, über die damals Polen nie wirklich geherrscht hat. Gegen die Willkür der Fürsten, gegen die Bedrohung durch fremde Staaten und nicht zuletzt gegen das Seeräuberische Treiben auf der Ostsee schlossen sich die meisten pommerischen Städte zu einem Schutz- und Trutzbündnis zu-

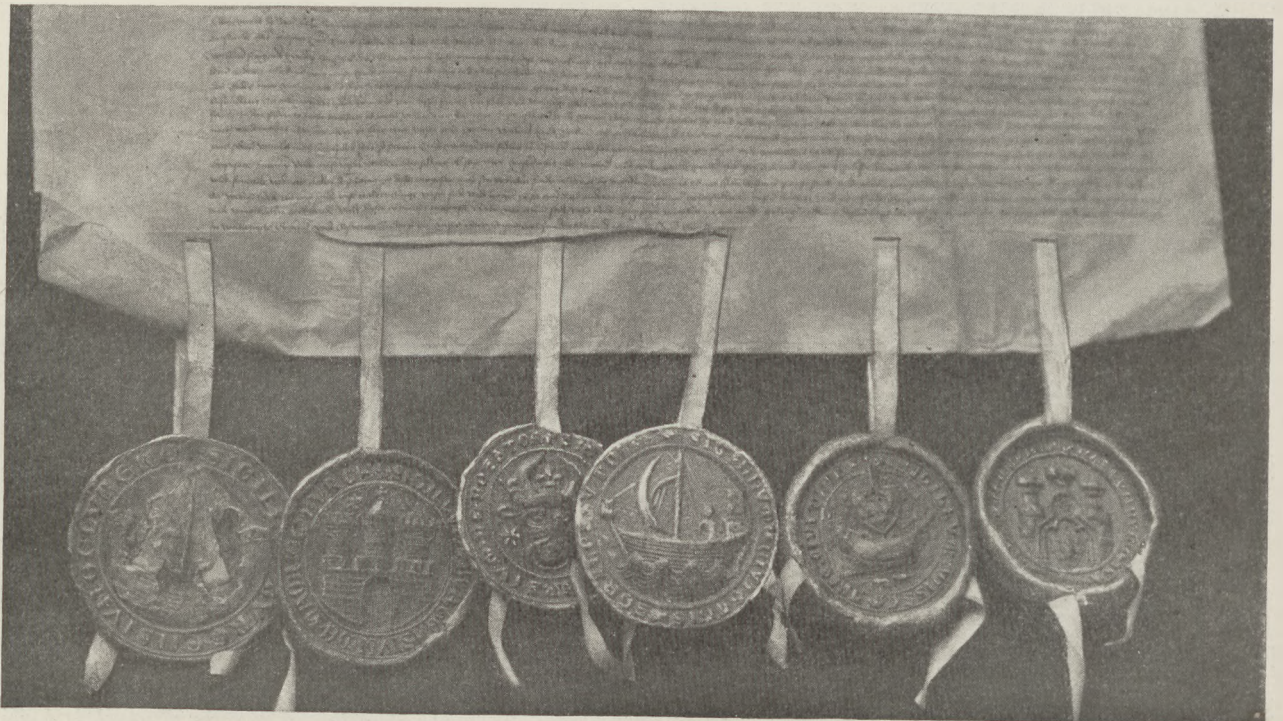
ammen, das den Anfang der deutschen Hanse bildete. Vollberechtigte Mitglieder des Hansebundes waren in Pommern Stralsund, Greifswald, Stettin, Anklam, Wolgast, Kolberg, Stargard, Stolp und Rügenwalde. Später schlossen sich Gollnow, Demmin, Wollin, Greifenberg und andere Städte dem mächtigen Bunde an, um von ihm Schutz zu erhalten. Ohne die Hanse ist die Kolonisation des Ostens undenkbar. Ihre Macht reichte von Brügge bis nach Riga und Reval und schuf deutsche Stützpunkte, schon ehe der Ritterorden seinen Fuß nach Osten lenkte. Der Ritterorden entstand aus dem Bündnis einer Handvoll Hansekaufleute mit den Kreuzfahrern, die von deutschen Rauffahrteischiffen bei Akkon angetroffen wurden. Das im heiligen Land geschlossene Bündnis wurde nach der Rückkehr weiter gepflegt und von nun an gingen Schwert und Unternehmungsgeist gemeinsame Wege.

Man sollte die Pioniertätigkeit der Hansekaufleute nicht so leicht vergessen! Ein guter Kaufmann, der mit seiner Heimat verwurzelt ist und sein Heil nicht auf internationalen Börsenplätzen, sondern in persönlichen, waghenden Handelsverkehr mit dem ausländischen Kaufmann sucht, ist ein ebenso guter Pionier des Deutschtums, wie der Soldat. Beide gemeinsam können die Geschichte meistern. Sie hätten es im Mittelalter können, wenn die Sehnsucht nach dem Süden nicht alles verdorben hätte.

Die Reichspolitik des Mittelalters förderte die Bestrebungen des hanseischen Städtebundes nicht. Zeitweise standen Reich und Hanse in offenem Gegensatz. So mußte denn schließlich der letzte Erfolg, die dauernde wirtschaftliche und politische Beherrschung des Ostseeraumes, versagt bleiben. Was Schwert und Kaufmannsgeist gewonnen hatten, gab die Politik verloren.

Die Geschichte ist ein zuverlässiger Lehrmeister.

Politik nach Osten braucht Hanseatengeist.



Der Ursprung der Hanse: Bündnis der Städte gegen Land- und Seeraub

Fot. Hege-Ufu

Rahnschiffer Martin

Langsam und schwer zog der Schleppkahn seine Kette durch die dunklen Wasser des Stromes. Es war volle Fracht, und die obere Bordkante lag fast dem Wasser gleich, das spiegelnd und schwarz unter dem Nachthimmel floß, immer denselben Weg, dem Meere zu, nach ewigen Gesetzen. Am Heck des ersten Rahnes lehnte Rahnschiffer Martin sich ans Steuer, bohrte den Blick durch das Dunkel nach dem Bug und lenkte die Fahrt. Denn Jussuff, der Besitzer, war wieder betrunken. Er torkelte unsicheren Schritts auf dem Bordeck herum, fiel endlich, blieb liegen und schlief ein. War's nicht ein Wunder, daß er nicht längst einmal in den Fluß gestolpert war? Es ging doch so oft so! Martin warf einen scharfen Blick dorthin, wo der dunkle Körper lag. Nun rührte er sich nicht wieder, bis er seinen Kausch ausgeschlafen hatte. Dann wendete Martin seine Augen wieder zu dem blauen Samt des Nachthimmels, wo Milliarden kleiner blitzender Funken standen und hinablächelten auf die arme, kleine, finstere Erde und all ihren Unverstand, ihr Glück und Leid. Feine, sinnige Gedanken tasteten hinauf in das funkelnde Element. Rahnschiffer Martin schaute in Ewigkeiten und Unendlichkeiten, und seine stille Seele suchte des Lebens Rätsel zu ergründen.

Warum schaute der Schiffer Jussuff, der Pole, nie in der Nacht zum Himmel auf? Müßte er nicht dann ganz von selbst den unseligen Trunk lassen? Würde er sich dann nicht schämen, sein junges Weib zu schlagen, das immer brav und fleißig war und die beiden Kleinen so gut hielt? Aber Jussuff sah nichts mehr! Nicht die grünen Ufer bei Tag und nicht den Sternenhimmel bei Nacht, nicht die rührende Schönheit seines Weibes, wenn sie da unten auf der harten Bank lehnte und den Säugling an der Brust hatte. Wenn Martin das zufällig einmal sah, dann war es ihm, als müßte er die Mütze abnehmen wie vor der Madonna, und er ging still beiseit. Mutterliebe war ihm heilig. — Aber Jussuff war nichts mehr heilig. Er sah nichts und kannte nichts als Geld — und Schnaps.

Wie hatte die saubere Frau nur diesen Trinker heiraten können! Immer wieder kam ihm die Frage. Er hatte es aber noch nicht fertig gebracht, sie an Frau Maria zu richten.

Der Morgen kam mit weicher Dämmerung, und die Sonne stand auf wie eine Segnerin. Sie leuchtete golden über den Strom, der nach Nordosten floß, und über das grüne Tal, durch das er seinen Weg nahm. An den Ufern standen kleine, helle Häuser mit bunten Gärten davor. Wenn dort irgend jemand die Fenster öffnete oder die Haustür, dann sah es aus, als ob sie erwachten. Warum konnte Frau Maria nicht in solchem kleinen, freundlichen Hause wohnen mit ihren Kindern? Warum mußte sie in dem schwarzen Kahn bleiben mit dem Trinker und unglücklich sein?

Martin sah hinüber zu dem Bordeck, wo in drei grünen Kästen bunte Petunien und Geranien blühten, die von der Hand der stillen Frau gepflegt wurden. In dem einen waren die Blumen abgebrochen und hingen schlaff herab. Der Schiffer Jussuff war darüber gestolpert. — Auf dem zweiten Kahn war eine Peine gespannt, an der reine Wäsche flatterte. Kleine Hemden und Höschen und rosa Windeln. Es sah aus, als

ob da festliche kleine Wimpel im Morgenwinde wehten. Es war Rahnschiffer Martins glückliche Seele, daß er an nichts Freundlichem vorbeisah.

Ein bunter Schmetterling gaukelte über Frau Marias kargen Blumengarten. Martin befestigte das Ruder, holte mit der Pütz Wasser herauf und begoß die Pflanzen. Dann versuchte er, die umgebrochenen aufzurichten. Er zog ein Stück Bindfaden aus der Tasche, schnitzte mit seinem Taschenmesser ein paar Stäbchen aus einem Stück Brennholz und band an, was noch zu retten war. Die ganz zerbrochenen schnitt er ab und warf sie über Bord.

Als der Betrunkene sich endlich erhob, stand die Sonne schon hoch. Martin war längst wieder auf seinem Posten am Steuerruder. Jussuffs gerötete Augen schauten nach der Uhr. Er gähnte und streckte sich, schimpfte herum und schrie nach Kaffee. Marias dunkler Scheitel hob sich aus der Luke und verschwand wieder. Die Kleinen schliefen noch. Sie richtete das Frühstück und ging still ihrem Tagwerk nach. Jussuff torkelte hinter. Bei den Blumenkästen lag noch Martins Messer. Er hob es auf und warf es mit einem Fluch nach dem Steuermann hin. „Wie kommt das nach vorn? Hast du deinen Posten verlassen, du Schleicher? Gehst du meinem Weib nach, dann gnade dir!“

Dem Martin schwoll die Zornesader. Aber er schwieg. War der andere zurechnungsfähig? Wäre er es, so würde er sich nicht so verrückt betragen. Gestern erst hatte er den fünfjährigen Sohn geschlagen, daß Martin dazwischentrat. Und als der kleine Karlemann

„Das Bollwerk“ sucht Bilder

Einsendungen für das Sommerpreisausschreiben bis spätestens 1. August.

Als Motive schlagen wir vor: die pommerische Landschaft, das pommerische Bauen, der pommerische Mensch und die pommerische Arbeit.

Der erste Preis für das beste Photo oder die beste Zeichnung beträgt 30,— RM, der zweite Preis 20,— RM, der dritte Preis 10,— RM. Für die weiteren zehn besten Einsendungen Jahresabonnements des „Bollwerks“.

Das Reproduktionsrecht der prämierten Bilder geht auf die NS Monatszeitschrift „Das Bollwerk“ über.

Photographen, Zeichner Pommerns schickt Eure besten Arbeiten!

(Einsendungen an die NS Monatszeitschrift „Das Bollwerk“, Schriftleitung, Stettin, Breite Straße 51.)

sich schreiend und angstvoll an des Steuermannes Knie klammerte, hätte es fast eine Schlägerei gegeben zwischen dem Schiffer und seinem Mann. Aber Maria sah mit flehender Gebärde und zuckendem Mund zu Martin hin. Der nahm den Kleinen auf den Arm, lief mit ihm sämtliche Rähne entlang, die im Schlepp lagen, und forderte den wilden Jussuff lachend auf, sie doch beide zu greifen. Dann lief er eben so schnell zurück, setzte den kleinen Jungen dicht zu seiner Mutter und lenkte Jussuff ab, indem er meinte, daß der letzte Rahn Wasser zöge. Die List war gelungen, und die Frau sagte ihm ein innig dankbares Wort. So ging es oft. Maria Jussuff dankte Gott, daß Martin da war, aber ihr Mann haßte ihn, weil er fühlte, daß sein Knecht ein besserer Mensch war als er.

*

Der Schleppzug lag vor der Schleuse. Jussuff mußte an Land und mit dem Besizer der Ladung wegen der Föschung sprechen.

Die Abendsonne schien auf Mutter und Säugling. Sie saß oben zwischen den Blumen, und das flaumige Kinderköpfcchen schimmert golden. Martin machte sich an Deck zu tun. Dann und wann warf er einen Blick nach Maria mit den Kindern. Die Blumen umkränzten die liebliche Gruppe. Das Kleinste war eingeschlafen auf ihrem Schoß, und Karlemann schmiegte sich dicht an ihre Knie.

„Mutt, erzähl!“ bettelte er. „Erzähl von dem kleinen Haus, wo die Großmutter wohnte, und wo die Bauernrosen vor der Haustür standen. Und Musch, die bunte Katze, und Karo, der große Hund!“

„Du weißt ja alles schon, Karlemann!“ lächelte sie.

„Erzähl nur, Mutt, es ist zu schön!“, bat das Kind hehnföchtig, und die stille Frau erzählte von ihrer Heimat bei der Großmutter, die lange tot war, mit verträumten Augen, und der kleine Junge half ein, wenn er meinte, es sei etwas vergessen worden, von den bunten Kälbchen, von den Stachelbeerbüschchen oder den weißen Hühnern.

Martin machte sich in der Nähe zu tun. „So schön war es dort?“ fragte er. „Und du konntest Jussuff heiraten und solch unstetes Leben führen?“

Maria hob den dunklen Blick. „Er war nicht immer so, Martin! Er war früher ein schöner Bursch. Gewarnt hat man mich wohl, denn seinen Vater hatte der Brautwein schon, und darum ist er wohl nicht so ganz allein schuld. Als dann der wilde Bartel auf die Rähne kam, war ihm nicht mehr zu helfen!“

Martin sah schweigend in das spiegelnde Wehr. Mußte die arme Frau nun die Strafe tragen für der Männer Sünden? Sie tat ihm unföglich leid.

*

Jussuff kam spät in der Nacht. Er hatte zuviel, wie meist. Maria hörte von ihrer Koje aus, wie er oben tobte und mit Martin Streit anfing. Merkwürdig, daß ihr am meisten um Martin angst war, der doch nicht ihr Mann war. Lange noch hörte sie mit klopfendem Herzen die Streitenden. Martin war auch nicht still. Dann ein Schrei, ein Geräusch, als ob jemand ins Wasser fiel. Das Wehr oberhalb der Schleuse war tief. Voller Angst legte sie das Kind aus dem Arm, zog ihren alten Mantel über und kletterte an Deck. Sie konnte nichts entdecken. Sie tastete weiter. Da lag ihr Mann, betrunken wie immer.

„Suchst du deinen Schatz?“ lachte er höhnisch. „Ich habe ihn ins Wasser geworfen!“

Die Frau schrie auf. Was konnte sie tun? Todtraurig tastete sie sich zurück zu den Kleinen und weinte still bis zum Morgen hin.

„Holla!“ rief der Schleusenmeister. „Ist keiner da? Er soll losgehen! Wo sind die Schiffer?“

Maria kam herauf. „Ich weiß es nicht! Sie haben gestern Streit gehabt — und ich glaub, einer ist ins Wehr gefallen!“ Sie schluchzte laut auf.

„Hoffentlich der betrunkene Jussuff!“ sagte der Schleusenmeister. „Um den wär's nicht schadel!“

„Er ist mein Mann!“ schrie Maria, aber sie weinte um Martin.

„Das wußt ich nicht!“ entschuldigte sich der Schleusenmeister. „Aber jetzt muß der Zug durch. Es kommen mehr. Ich werde Leute holen!“ Er ging an Land, und Maria suchte den Rahn ab. Keiner der Männer war zu finden. Dann ging sie trostlos zu den Kleinen unter Deck.

Das Wasser zischte und brodelte. Das Schleusentor rauschte auf. Die Rähne sanken tiefer. Maria versorgte den Säugling. Driiben am Ufer kamen Männer mit Stangen und suchten das Wasser ab. Das Ende des Zuges bediente ein Mann — vorn arbeiteten fremde Schleusenleute. Plötzlich zog man vom Ufer einen Toten ans Land. Maria schlug die Hände vors Gesicht. „Martin!“ schrie sie auf. Da legte sich eine Hand auf ihre Schulter. Erschreckt sah sie auf. Martin stand vor ihr und schaute ihr tröstend in die weit geöffneten Augen.

„Sei ruhig, Maria! Ich bringe die Ladung an Ort und Stelle. Du mußt wohl hier an Land gehen und deinen — Mann begraben!“

„Wie kann das sein?“ fragte die arme Frau hilflos. „Er lag doch in der Nacht auf dem Deck!“

„Wir hatten Streit, weil ich ihm sagte, er solle das Trinken lassen!“ erzählte Martin. „Dabei warf er mich ins Wasser. Ich schwamm an Land und trocknete mich im Schleusenwirtschhaus.“

So war es wohl nicht anders möglich, daß Jussuff in der Nacht vom Deck gerutscht und ertrunken war. Martin händigte der Frau alles Geld ein, was in der Kasse war, und brachte sie an Land, samt den Kleinen.

„In fünf Tagen bin ich zurück und hole euch ab!“ versprach er. Sie reichte ihm zum ersten Male beide Hände.

„Ich danke dir für alles, Martin!“

*

Jussuff war begraben. Der Schleppzug kam leer zurück. Zwischen ihren Blumen saß Maria im schwarzen Kleid mit dem kleinen Kind. Karlemann saß mit am Steuer. Dort stand Rahnschiffer Martin. Seine blonden Haare flatterten im Morgenwind. Völl Mitleid und Liebe sah er auf die blaße, schöne Frau, die Joviel gelitten hatte. Würde sie ihn gern haben? Dann wollte er ihre Lebensfahrt lenken wie diesen Rahn. Zu einem stillen kleinen Hause am Ufer, das einst sein Erbe war! Wo die Stockrosen blühten und die bunten Aftern, und eine liebe alte Mutter wohnte, die sich ihrer erbarmen würde. Und der Kleinen, die an ihrem Vater nichts verloren hatten!

Hans im Glück

Im sterbenden Licht lag die Großstadtstraße. Es war nach Mitternacht. Eines nach dem andern der roten und blauen und gelben Schriftbilder verlosch jäh und lautlos, wie es gekommen war. Nur manchmal zuckte ein greller Buchstabe über den spiegelnden Asphalt, auf dem die Öltropfen der Motoren wie Fettagungen lagen.

„Meinst du, ich könnte es jetzt wagen, Hans?“

„Unsinn, Hanna. Es hilft ja doch nichts.“ In Wirklichkeit dachte Hans: lieber, tapferer Kerl!

Sie hatten sich keunen gelernt im gleichen Werk. Zuerst wurde Hanna, Zeichnerin in der Vermessungsabteilung, abgebaut, danach Hans, der junge Ingenieur. Aber sie behielten diesen Mut, diesen unsinnigen Glauben an ein gutes Ende! Denn einmal mußte er sich lohnen, wenn auch die Zeit noch nicht abzusehen war. —

Leute kamen ihnen entgegen. Hans fühlte, wie er rot wurde vor Scham, daß Hanna barfuß neben ihm herlief. Sie trug ihre Schuhe unter dem Arm, um sie zu schonen für den Tag, für den Schein, für den Winter. Aber die Leute schienen das nicht zu merken. Schließlich, der eine läuht mit langen Haaren bis auf die Schulter herab, der andere geht halt barfuß. Es gibt allerhand Käuze auf der Welt.

Wenn Hans nur seine Nerven behält, überlegte Hanna. Wenn man nur den Glauben hat und kein Unrecht begeht, dann — der Teufel soll dreinschlagen — dann muß es eines Tages glücken. Auch Not hat Grenzen. Sie war ein tapferer Kerl, die Hanna. Warten können — warten müssen, dachte sie.

Hans und Hanna wohnten am Ende der langen Straße, in einem der unabsehbaren Häuser, darinnen die

Wohnungen immer billiger und immer kleiner werden, je näher sie in den Himmel hinauf rücken.

Eine Autodroschke überholte die beiden kurz vor dem Ziel. Sie sahen, wie der kleine, dicke Herr Müller von Müller & Co. aus dem ersten Stock ausstieg, wie der Chauffeur die Uhr am Wagen drehte, wie Müller bezahlte. Dann suchte Müller umständlich nach seinem Schlüssel. Er öffnete die schwere Tür und schaltete das Licht im Treppenslur ein, daß es wie ein breites, lachendes Auge auf die Straße hinaus strahlte.

Plötzlich erblickte Hans auf der steinernen Treppe zur Haustür liegend eine Brieftasche. Mit einem Sprung stürzte er vor und hielt sie Hanna hin.

„Ein Glück, Hans, daß wir gerade nach Herrn Müller ins Haus gehen. Die Tasche wäre sonst futsch gewesen.“

„Ja, meinst du, daß sie Herrn Müller gehört?“ fragte Hans enttäuscht.

„Aber natürlich, Junge, wie kannst du daran zweifeln! Er hat den Chauffeur bezahlt, hat nicht gleich seinen Schlüssel gefunden, hat auch vielleicht einen kleinen Schwips gehabt. Lauf, du holst ihn noch ein.“

„Nein!“ jagte Hans und preßte die Zähne aufeinander.

Hanna stand im Augenblick so erschrocken, daß sie nur die Augen aufreißen und ihn anstarren konnte.

„Nein“, sagte Hans noch einmal, steckte die Brieftasche in den Rock als gehöre sie ihm und eilte, ohne auf Hanna zu achten, nach oben. Noch brannte das Treppenlicht, das Herr Müller eingeschaltet hatte. Und als Hans am ersten Stock vorüber kam, schlug ihm das Herz so laut, daß er die Hand darüber hielt vor Angst, man könne es hören hinter der Türe, die Müller eben geräuschvoll verschloß.



Fot.: Kruse

Kiefern am Meeresstrand

In den buckligen Dünen,
Wo der Flugsand staubt,
Seben die dunkelgrünen
Kiefern ihr krauses Haupt.

Rauhe Stürme verbogen
Ihren knorrigen Stamm,
Wenn die Spritzer flogen
Schäumend vom Wellenkamm.

Doch die Wurzeln krallten
Tiefer sich in den Sand;
Trotzig die Kronen sich ballten
Über dem einsamen Strand.

Und ich geh in die Dünen,
Wenn mir das Leben zu schwer,
Lerne von euch, ihr kühnen
Kiefernkämpfer am Meer!

Heinrich Anacker

Als sie ihr Zimmer betraten, wagte keiner von beiden Licht zu machen. „Was tust du, Hans?“ flüsterte Hanna. Die Aufregung verschlug ihr den Atem. „Unrecht Gut gedeihet nicht, Hans —“

„Was willst du?“ fuhr er sie an. „Ich kann die Tasche morgen früh hinunter tragen.“

„Wie du meinst, Hans.“ Sie machte Licht.

„Ich will erst einmal nachsehen, Hanna. Vielleicht gehört die Tasche gar nicht dem Herrn Müller, vielleicht ist überhaupt nichts drin. Nicht einmal eine Visitenkarte.“

Es war so. Die Tasche enthielt keine Visitenkarte, nur einen abgelaufenen Fahrchein und — einen Fünzigmarkschein.

Hanna stieß einen Schrei aus. „Seh sofort hinunter, Hans!“

Aber seine Hände zitterten, sein Kopf summt. Glocken schlugen. Hämmer dröhnten. Blut brauste. Fünzig Mark! Das war ein Vermögen! „Hanna, höre auf mich: ist diese Tasche die seine, gut, so weiß er nicht, wo er sie verloren hat. Müller ist reich. Was spielen fünfzig Mark bei ihm für eine Rolle. Gehört ihm die Tasche aber nicht, um so besser. Hanna, soll ich etwa zur Polizei laufen und anfragen lassen, wer einen Fünzigmarkschein verloren hat, der uns ein Königreich bedeutet?“

Sie schüttelte den Kopf. „Du kannst mir einreden wollen, was du willst, an dem Gelde hängt kein Glück. Aber der Fünzigmarkschein kann dein Schicksal werden.“

„Schicksal?“ höhnte Hans. „Glaubst du, das Schicksal rechnet mit lumpigen fünfzig Mark?“

Hans und Hanna saßen die halbe Nacht zusammen, redeten hin und her. Wunsch und Verzicht, Trug und Recht standen im Kampf. Am nächsten Morgen aber gingen sie zusammen hinunter zu Herrn Müller im ersten Stock.

Jawohl, Herr Müller sei zu sprechen. Und Hans hielt ihm triumphierend die Tasche hin mit dem Fünzigmarkschein. Aber Herr Müller kannte die Tasche nicht.

„Bitte, Herr Müller“, versicherte Hanna, „überlegen Sie doch, Sie fuhrten im Wagen vor, es war kurz

nach Mitternacht, Sie entlohnten den Chauffeur, fanden den Schlüssel nicht gleich —“

„Alles richtig, gute Frau. Aber die Tasche gehört mir nicht. Es ist so“, lächelte freundlich und bestimmt Herr Müller. Bestürzt standen die beiden vor ihm. Rette Leute, dachte Herr Müller. Und ehrlich waren sie auch, hm. Brauchte er nicht einen Menschen im Geschäft, dem er besonderes Vertrauen schenken durfte? Nein, eigentlich brauchte er keinen, aber Arbeit gab es schon. Und Vertrauen war ein seltenes und kostbares Gut, das ein Geschäftsmann festhalten sollte.

„Ich finde es anständig von Ihnen, daß Sie mit der Briefftasche kommen, ohne zu wissen, ob sie mir gehört. Die Tasche gehört mir nicht. Aber Sie gefallen mir. Darf ich Ihnen zum Dank einen Vorschlag machen? Ich hätte in meinem Geschäft einen Posten frei, eine Vertrauensstellung. Sind Sie gebunden?“

Gebunden? An das Schicksal — ja, dachte Hans glücklich mit einem Blick zu Hanna. Und er vergaß fast, Herrn Müller zu danken. Aber seine Augen blitzten. Und Herr Müller verstand das und lachte: „Abgemacht!“

Und dann rannten die beiden hin zum nächsten Polizeirevier und gaben die gefundene Briefftasche ab. Inhalt: ein abgelaufener Fahrchein und fünfzig Mark in bar.

„Donnerwetter!“ sagte der Beamte und schrieb die Personalien auf. „Der Verlust ist heute morgen gemeldet worden. Ein närrischer Fall, müssen Sie wissen. Der Finderlohn beträgt nämlich — fünfzig Mark. Nur die Tasche wird zurückgefordert. Ein Andenken. Na ja, das gibt's auch. Also — bitte.“

Während Hans mit zitternder Hand den Schein in Empfang nahm und seinen Namen unter die Quittung setzte, sagte Hanna in die Stille hinein: „Ja — das Schicksal! Es rechnet manchmal doch mit lumpigen fünfzig Mark!“

Der Wachtmeister aber ärgerte sich: der Mann da wußte nicht einmal zu danken für solch ungewöhnlichen Finderlohn und die Frau gar hatte noch etwas gesagt von „lumpigen fünfzig Mark“. Ja, ja — das Schicksal, dachte er, es war auch wieder einmal an die Unrechten geraten. . .

WALTER SCHRODER:

Ein pommerischer Bauerndichter

Gott sei Dank sind auch in der Literatur die Zeiten überwunden, da alles Gekünstelte, Geschraubte und darum Unnatürliche als besonders schön und wertvoll galt. Seit den Kriegsjahren erlebten wir eine Lyrik, die man teilweise am besten totschweigt. Dieselben Kriegsjahre aber trugen bereits die „Heimatbewegung“ in sich und in und mit der Heimatbewegung die Anfänge zur Gesundung unseres Volkslebens, aus dem hier und da die Dichter schöpften.

Zu diesen ist auch M a x A e m i t z, ein pommerischer Bauernsohn, zu rechnen, der heute in Radensfelde, Kreis Bütow, als Lehrer tätig ist. Vier Jahre hat er den Weltkrieg im Osten und Westen mitgemacht. Die reife Frucht dieser Jahre war ein kleines Bändchen nicht veröffentlichter „R i e g s g e d i c h t e“, alle aus unmittelbarem Leben entstanden. Die erste hochdeutsche Gedichtsammlung, die die Namen des Verfassers in der

Öffentlichkeit bekannt machte, waren die „F e l d - b l u m e n“, 1920 in Dresden erschienen; sie ernteten solchen Beifall, daß die Auflage längst vergriffen ist. Dieselbe freundliche Aufnahme fand auch die zweite hochdeutsche Sammlung, die unter dem Titel „A u s d e m R e i g e n d e s L e b e n s“ 1930 im Romantik-Verlag, Berlin-Zehlendorf, herauskam. Schon in diesen hochdeutschen Gedichten spürt man die große Erd- und Heimatnähe, die innige Schollenverbundenheit des Dichters, die dann freilich noch mehr in seinen plattdeutschen Gedichten zum Ausdruck kommt. Rein Wunder, denn hier schöpft der Dichter, wie er es selbst bezeugt, aus der tiefsten Tiefe seines Herzens, aus seinem ureigensten Wesen. Und zugleich ist er auch ein M e i - s t e r der plattdeutschen Sprache, der darin alle seine Gedanken so einfach und doch so schön zu sagen vermag, daß jedermann ihn versteht und von seinen Ge-

dichten erbaut wird. Wir wünschen dem Dichter, daß seine erste plattdeutsche Sammlung bald den Weg in die breiteste Öffentlichkeit antreten möge.

Awend im Fild.

Längst ging de Sünn all hinnerm Barg tau Röste
un trock mit goldnem Dauk dat Himmelsfinster tau.
Ei Lewark, meid noch singend, flog taum Nefte,
dunn lagg dat ganze Fild in stille, seite Rauh.
Dor steht de Plaug, de dags de Erd hett brake,
et hängt de Awenddau so väle Perle dran.
Im blanke Diek de Dank un Dogge make
un fange langsam nah und nah ehr Nachtlid an.
Un von de Blaume all in Wüschegrünge
treckt schwor de seite Dost mi in de meide Vost.
Vom ferne Dörp hör ick ei Lied lies klinge,
so zach, so weik as Klag un denn so hell as Vost.
Hoch öwer mi twi Silberwalke fohre
in sel'gem Fräde hin am Himmel ahne Haft.
Un langsam is de Rauh in't Hart mi fohre,
leit still vergäte mi, wat ick dren draug as Vast.

Dem Bur sien lezte Johrt.

Bim, bam, bin, bam! Wi klingt dat trurig
vom Kirchetorm heraf.
Sei bringe hüt de dode Bure
in't stille, kaule Graf.
Up sinem olle Akerwage,
dei hei solang hett fohrt,
dor hebbe sei in Grein ne Blaume
de swarte Sark upbohrt.
Dorvör gahn sine olle Brune
hüt langsam Schritt vör Schritt.
Dat was sien Will vör sinem Starwen,
dat was sien lezte Bidd.
So ging sien lezte Johrt up Erde
as all sien Lävendsdag.
Hei kam, wo still de Minsche slape,
as Bur taum lezte Flag.

Dat Sünn herin!

O, lat de Sünn in't Hart herin
alljede Dag!
Sei daut di weg mit ehrem Schin
all Weih un Plag.
Sei makt so fründlich di de Wilt,
so hell un licht
un strakt de Sorge leiw un mild
ut din Gesicht.

Sei warmt di dat verklante Hart
so nahsten up.
Drüm, wenn't uk noch so schwor di ward,
dat Hart mak up!
Un lat de warme Sünn herin
alljede Dag.
Sei daut di weg mit ehrem Schin
all Weih un Plag.

Min Leiw.

Min Leiw, dat is de Schönst im Dörp,
sei is de schmuckste Deern.
So herrlich wussen, grod und glei! —
Ick hebb sei gor tau geern.
Ehr Ogen sind so as twei Steern,
ehr Hor so weik as Sid.
Wi Melk un Blaut de Wange sind.
Dat segge alle Lüüd.
Min Deern, dei hett in ehre Vost
ei Hart so gleinigheit.
Un wenn sei mi mol posse deiht,
denn is't wi Honnig seit.
Un wenn ick mit ehr danze dau,
ehr in de Ogen kik,
denn bin ick as ei König stolz
un as ei König riek.

Sah nich von mi!

Sah nich von mi, min leiw Jehann,
gah nich, gah nich un bliw!
Denn bin ick, ach so ganz allein
in mine Stuw un wein und wein — —
Sah nich, Jehann! O, bliw!
Sah nich von mi, min leiw Jehann,
gah nich, gah nich un bliw!
Wenn süß us Rind mi frage deiht
na di, ick nijcht tau seggen weit.
Sah nich, Jehann! O, bliw!
Sah nich von mi, min leiw Jehann,
gah nich, gah nich un bliw!
De Minsche sind dor buten schlecht,
dor singt din Hart gewiß nich trecht.
Sah nich, Jehann! O, bliw!
Sah nich von mi, min leiw Jehann,
gah nich, gah nich un bliw!
De Wilt dei is so wit un grot,
dor lurt up di viellicht de Dod.
Sah nich, Jehann! O, bliw!

Bitte, rufen Sie uns an!

Wir stehen Ihnen behufs Beratung in allen Fragen der Gas- und Wasserversorgung jederzeit kostenlos zur Verfügung. Haben Sie Ihren Hausstand mit Gasgerät ausgerüstet, das Ihnen hilft, Zeit und Geld zu sparen? Wir liefern es Ihnen in gedlegener Ausführung auch gegen bequeme Monatsraten.

Tischherd nur 50 Pfg. je Monat, Junkers Quell, fix und fertig angeschlossen, nur 2,- RM. je Monat, Gasgerät für die Hauswäsche nur 92 Pfg. je Monat; Gaskühlschrank nur 8,71 RM. je Monat; Eigentumserwerb nach 3 Jahren. Gasherd nur 1,75 RM. je Monat, Brat- und Backofen nur 70 Pfg. je Monat. Gas-Badeofen nur 2,54 RM. je Monat; Eigentumserwerb nach 5 Jahren.

Die Liste der der Gaskommune angeschlossenen Handwerker und Eisenwarenhändler, deren Betriebe durch das Zulassungsschild gekennzeichnet sind, liegt in den unterfertigten Dienststellen zur Einsichtnahme aus.

Gaskommune Städtische Werke

Stettin, Kl. Domstr. 20, Tel. 319 09; Jasenitzer Str. 3, Tel. 207 97; Altdamm, Gollnower Str. 195, Tel. Altdamm 657; Greifenhagen, Fischerstr. 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenhagen 43

Das alte Blut will heim

Wenn man müde ist, werden die Landstraßen endlos. Die Staubwolken fern vorbeifahrender Wagen erscheinen groß und drohend wie ein Wirbelwind. Die Maßstäbe, die man sonst hat, zerfallen. Und alle Straßen münden in Nichts, als den tiefen, beseligenden, stärken=den Schlaf.

Unsere Glieder waren schwer. Wir wollten eigentlich noch zehn Kilometer weiter wandern durch nord=deutsche Wälder. Aber wir kamen einfach nicht mehr an dem abendlichen Dorf vorbei. Häuser und Hütten sind eine große Lockung für den müde Marschierenden. Man hat so das Gefühl, als wäre in den kleinen engen Stuben die Urheimat des Schlafes, und als könnte man sich dort achtlos in die Ecken werfen. Und das ist in diesem Moment der Übermüdung die einzige Seh=ucht.

Wir torkelten in die kleine Schenke, die noch zu=ammengedrückter erschien vom Dunst des Abends. Wir witterten schon den kommenden Schlaf. Jetzt galt es nur noch, Hunger und Durst abzutun.

Wir setzten uns an den langen Tisch, den einzigen, der in der Wirtsstube stand. Drei ausgemergelte Wand=derer waren wir, schon halb Schlafende, allein in der einsamen Schenke. Etwas schämten wir uns, daß wir unser Ziel nicht erreicht hatten. Aber für eine wirk=liche, aufrüttelnde Scham waren wir viel zu müde.

Eine alte Wirtsfrau brachte uns zu essen. Wir fütterten uns ganz mechanisch.

Gerade als Berthold, der der älteste von uns war, wegen des Nachtlagers verhandeln wollte, ging die Tür auf, und ein alter Mann kam herein. Schwer und ächzend war sein Gang. Sein langer, weißer Bart wehte seltsam grell in der Dämmerung des Zimmers. „Ist jemand da, der mir durch den Sandweg hilft?“ fragte er. Dunkel war seine Stimme und ausgedörrt von den Jahren.

„Nein!“ sagte die Wirtin. „Jetzt zur Nacht geht das nicht. Spannen Sie die Pferde aus. Morgen früh wird man Ihnen weiterhelfen!“

„Ich muß noch diese Nacht weiter!“, seltsam beschwörend war die Stimme des Alten. „Der Mond steht im Osten. Er lockt. Ich darf nicht säumen!“

Wir hörten diese brüchige Stimme matt durch unsere Müdigkeit. Die geheime Angst, die darin war, erreichte uns gerade noch. Wir horchten auf.

„Was ist, Alter?“ fragte Berthold.

„Helft mir ostwärts“, sagte der Fremde. „Gott vergilt es euch.“

Groß stand er in der niedrigen Stube — ein bitten=der Greis. Und die Müdigkeit fiel von uns ab, denn es war eine seltsame Unruhe an dem fremden Mann, und seine Stimme zwang uns in seinen Bann. Und wir schwenkten uns unsere Rucksäcke wieder auf und trot=teten hinter dem Alten her hinein in den Abend, und es war doch gar nicht die Richtung, in die wir wollten.

Jenseits des Dorfes wurde die Straße sandig. Ein dunkelnder Wald begann. Der Mann fing an zu lau=fen. Er rief in die Dunkelheit. Laut wieherten die Pferde vor uns im schwarzen Wald.

Ein hoher Leiterwagen türmte sich dann vor uns auf, bepackt mit Sachen, die wir nicht erkennen konn=ten. Der Mann begann sofort mit der Arbeit. Tief

steckten die Räder im Sand. Wir schaufelten sie frei und legten Bretter darunter. Stampfend brachten die Pferde den Wagen vorwärts. Endlos war der Wald, grundlos erschien uns der Sandweg.

„Alter, es hat keinen Sinn in der Dunkelheit“, sagte Berthold.

„Laßt uns umkehren und den Morgen abwarten.“

„Es muß gehen“, schrie der Fremde. „Ihr wißt nicht, wie das reißt in mir! Das alte Blut will heim!“

Seltsam schrill und durchdringend schrien wieder die Pferde. Und die Nebel der Nacht krochen dick und breilig in den Wald.

„Was wollt Ihr denn?“ fragte Berthold unwillig.

Und nun redete der Alte auf uns ein. Er erzählte seine Geschichte. Erst stoßweise, dann zusammenhän=gender, mit merkwürdigen Andeutungen darin.

Es ergab sich: Im Osten war er Bauer gewesen, jahrzehntelang — deutscher Bauer auf deutschem Bo=den. Der Sohn fiel im Weltkrieg. Die Frau starb an dem Kummer. Das Land wurde abgetreten durch den Friedensvertrag. Der Bauer wurde enteignet. Er zog nach dem Westen. Im Oldenburgischen fing er wie=der von vorn an mit einem kleinen Hof.

„Ich bestellte das Land“, fuhr er fort, „aber es blieb mir fremd. Der Schlaf in den Nächten blieb aus, mit jedem Tag mehr. Immer dachte ich nach Osten. Immer stand mein Gesicht ostwärts. Ich begann in vielen Büchern zu lesen. Und die Unruhe kam über mein Blut. Ich träumte von großen slawischen Scha=ren, die in meine Herzgrube strömten; ich erzählte das den anderen, aber sie verstanden mich nicht. Jahrelang schleppte ich mich so hin. Dann begann ich zu trinken. Ich vertrank den fremden Hof und die fremde Erde. Immer mehr riß es mich. Da lud ich die letzten Dinge von unserem Hof im Osten auf den letzten Wagen und machte mich auf. Ich muß auf die alte Erde!“

Ergriffen hörten wir zu. Und es war uns, als fühl=ten wir den Bann, der den Alten trieb.

„Eigentlich müssen wir nordwärts“, sagte Berthold in das Schweigen hinein, das nach den Worten des alten Mannes uns überkam. Es war aber mehr, weil überhaupt etwas gefagt werden mußte.

„Im Norden“, stöhnte der Alte, „ist das Meer. Was wollt Ihr am Meer? Im Osten aber ist Land — Land!“ Ein unheimlicher Glanz war in seiner Stimme, als sie diese Worte formte: „Land — Land!“

Und wir begannen wieder zu arbeiten, Meter um Meter wuchteten wir den schweren Wagen durch den sandigen Wald. Und der Fremde schrie und spornte uns an und sein Gesicht leuchtete wie das eines Zau=berers aus den alten Legenden. Wir vergaßen Schlaf und Müdigkeit und den Zweck unserer Wanderung.

Als das Morgenrot begann, hatten wir eine feste Straße erreicht. Der Schatten des hohen Wagens fiel auf uns. Die Pferde dampften.

„Lauter Gerümpel hat er auf dem Wagen!“ flü=sterte Berthold uns zu. Ein alter Schrank stand hoch=gekantet und mehrere Sensen. Dazu Wasserkübel und andere größere Möbelstücke, die unter einer alten aus=geblichenen Decke verborgen waren.

„Den Schrank hat mein Urgroßvater selbst gemacht; und der Plan, wie unsere Äcker liegen, ist darauf ein=

geschmüht“, erzählte der Alte. „Der Schrank will heim. Alle gesegneten Dinge wollen zerfallen, wo sie geboren sind.“

Wir standen am Rand der Straße, wacher als je. Die Pferde zogen an. Steil hob sich der hohe Wagen ab gegen den Himmel. Die Sensen funkelten im Morgenrot und wiesen wie gebündelte Halbmonde hungrig nach Osten. Im Staub der Straße und im Nebel der Frühe verschwand das Gefährt vor der aufgehenden Sonne.

Und wir trotteten hinter ihm her und wußten von keinem Umweg mehr, und keiner erinnerte sich noch, daß wir schon am Abend vorher maßlos müde gewesen waren.

Berthold begann in der klirrenden Frühe ein altes Lied zu singen von den nach Osten Reitenden, von dem großen Gestade jenseits der grünen Heide. Wir sangen mit, und das Lied lief die Straße entlang. Und wir erschrakten vor der Einsamkeit des unberührten Morgens.

DR. HERMANN KOEPNICK:

Der Erbhof des Bauern, ein germanischer Begriff

Das Reichserbhofgesetz vom 29. September 1933, durch das die Erbhöfe geschaffen worden sind, knüpft in seinen Grundgedanken und Vorschriften an die in weiten Teilen des deutschen Vaterlandes bis in die Gegenwart geltende Auerbensitte an. Darüber hinaus geht es in vielen Bestimmungen auf Vorschriften des altgermanischen Bodenrechts zurück, die im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit geraten waren. Unsere germanischen Vorfahren waren ein Bauernvolk und sahen ihren Hauptberuf in der Akerbewirtschaftung und Viehzucht. Diese Tatsache ist durch alte Kunde und durch vergleichende Rechtswissenschaft festgestellt.

Die Bodenverfassung der frühzeitlichen Germanen war die Allodverfassung. Der Name „Allod“ bedeutet offenbar Sonnengut, Sonnenlehen, das nach germanischer Vorstellung der Sippe (Familie) gehörte. Dieses Sippengut oder Allod wurde als ein Geschenk oder Lehen Gottes und der Sonne angesehen. Bei Umstellung des Namens wurde aus diesem Allod das Odal, das also gleichbedeutend ist mit Sippeneigentum. Der jeweilige Hausvorstand der Odalshausgemeinschaft, d. h. der Besitzer des Erbhofes, wurde bei den germanischen Stämmen Bauer genannt. Nach diesem Odalsrecht war der Bauer als Besitzer des Erbhofes nur Treuhänder seiner Sippe. Das Allod als Sippeneigentum war frei und unbelastbar, unveräußerlich, unteilbar und bebauungspflichtig, alles Grundstücke, die im Reichserbhofgesetz wiederkehren. Diejenigen Sippemitglieder, die kein eigenes Allod erhalten hatten, hatten bei einer Familiengründung Anspruch auf eigenes Herdfeuer und eigenes Allod, also auf Siedlung. An diesen altgermanischen Rechtsgedanken knüpft der neue Siedlungsplan des Reichsbauernführers zur Schaffung neuer Bauernstellen an. Bis zu ihrer Selbständigmachung wurden die Sippemitglieder auf dem Odal erzogen und arbeiteten mit zur Erhaltung und Förderung des Erbhofes im Interesse der Familie, des ganzen Stammes. Genau so gibt unser Reichserbhofgesetz den sogenannten weichen Erben einen Anspruch auf angemessenen Unterhalt und Erziehung auf dem Hofe, dem Stande des Hofes entsprechende Berufsausbildung und Ausstattung und schließlich auf Zuflucht auf dem heimatlichen Hofe in Zeiten der Not.

Bei der Ostkolonisation und der Wiedereroberung des ostelbischen Gebietes vom 12. Jahrhundert ab waren es in der Hauptsache die zweiten und dritten Bauernsöhne aus dem Westen und Süden Deutschlands, die das

Land urbar machten und zur Blüte brachten. Es war also gerade die altgermanische Allodverfassung, welche die treibende Kraft für die Schaffung deutschen Bauerntums im deutschen Osten bildete und die Grundlage und Gewähr dafür bot, daß die mit Blut und Schweiß getränkte Erde fruchttragende Scholle, heiliger unäußerlicher Bestandteil unseres deutschen Volkes wurde.

Die Bestimmung des Reichserbhofgesetzes, daß Erbhofbauer nur sein kann, wer arischer Abstammung, wirtschaftsfähig und bauernfähig ist, hat ebenfalls altgermanische Anschauungen zum Vorbild. Der Odalsbauer galt bei den germanischen Stämmen als Adelsbauer, als Edeling den andern Schwertmagen der Sippe gegenüber. Als Treuhänder des Adelshofes war er der tüchtigste Erbträger des Geschlechts und der Führer seiner Sippe und der Dorfgemeinschaft. Auch nur deshalb macht das Reichserbhofgesetz den Auerben zum freien Herrn der Scholle, damit er die ihm gestellte große Aufgabe der ständigen blutsmäßigen Erneuerung und Jungerhaltung des Volkes erfüllen kann. Das völkische und staatspolitische Hochziel ist, Neuaufbau aus Blut und Boden zu schaffen, den wahrhaft adligen bäuerlichen Menschen, der blutrein und bodenverbunden den ewigen Bluts- und Kraftquell des deutschen Volkes bildet.

Wenn jetzt in der neu gegründeten Akademie für deutsches Recht hervorragende Gelehrte und bewährte Praktiker eine Reform unserer gesamten materiellen und prozessualen Gesetzgebung beraten, um den liberalen, individualistischen Geist durch den Gemeinschaftsgedanken des neuen Staates zu ersetzen und die artfremden Rechtsätze auszumerzen, wird ihnen das Reichserbhofgesetz als Vorbild dienen! Als revolutionäres, streitbares und trotziges Bauernrecht wird es dem deutschen Gesamtrecht Richtung und Ziel.

Wenn demgegenüber gegen das Reichserbhofgesetz Stimmung gemacht wird und in Einzelfällen auftretende Härten und Nachteile verallgemeinert werden, so muß dem entschieden entgegengetreten und immer wieder betont werden, daß es sich bei dem Grundgedanken des Reichserbhofgesetzes um altgermanisches Gedankengut und um altgermanische Erbsitte handelt. Nur aus dieser Wurzel und auf dieser Grundlage ist die Erneuerung des deutschen Volkes und die Schaffung des Dritten Reiches möglich. Im Odal vermählt sich das Volk, das Blut mit dem Boden, und sichert sich das Volk die kommenden Gestalter seines Daseins.

Das schnellere Schiff

Im folgenden veröffentlichen wir mit Erlaubnis des Ludwig Boggenreiter Verlags in Potsdam die spannende Erzählung von Martin Luserke „Das Schnellere Schiff“. Es dreht sich hier um Seefahrten auf den klippenreichen Meeren der Nordlande, um Liebe und um eine abenteuerliche Wette.

Im Nordlande wissen die Leute nicht viel hinterher zu sagen, wenn ein Boot, das nach der offenen See hinaus außer Sicht gekommen ist, später nicht mehr zurückkehrt. Zwischen dem Himmel und dem Wasser und den großen Steinhängen kleben die Menschenwohnungen dort, von dreifacher Fremdheit der Natur eingeschlossen, auf den schmalen Ufersockeln im Innern der Fjorde. Keiner der Fischer kennt das Innere des Landes, das hoch über ihren Häusern abbricht. Es füllt ein Leben genügend aus, die Fläche der See kennenzulernen; schon ein Boot am Ufer bedeutet mehr Arbeit und inneren Anteil und auch Geld als ein Haus. Und das Segeln — —

Aber was kennt man dann groß, wenn man ein Leben lang auf der Fläche des Meeres segelt. In der Tiefe unten und in der Tiefe des Lufttraumes oben treiben im Nordlande die „mannfremden“ Mächte gewaltig ihr Wesen und man kann nur wünschen, daß sie nicht auf das Segelnde Boot auf der Wasserfläche aufmerksam wurden.

Zwischen der riesenhaften Fremdheit des Lufttraumes, des Wassers und der Felsenhänge wird die Sage von den wirklich geschehenen Taten und dem Untergang der Menschen eine große Sache. Jede rechte Saga handelt davon, daß es manchmal auch ein Sterben von Belang gibt — die Probe der unerschütterlichen Bewährung des Menschen in der Art, die ihm verhängt ist.

Niemals kommt jemand davon aus solcher Probe. Aber man sagt, die ganze Nordlandwelt in voller Fahrt, von den Wolken oben bis ganz herunter unters Wasser, merkt in einem solchen besonderen Falle auf, und der Mann, der mit dieser Stille seinen Augenblick gekommen weiß, beginnt gewaltig zu fluchen, und plötzlich singt er langegezogen das Todeslied seiner Urväter, ohne daß er's weiß. Das ist der Tod, bei dem man spürt, daß man lebt, und seit alten Zeiten suchen kühne Menschen diesen Untergang im Mittelpunkt der Welt, der Tage und Jahre kümmerlicher Mühsal, der alles schmierige Glückseligsein aufwiegt.

Sicher, man denkt vorher nie an solche Sachen — jeder schiebt sich die Enge der Jahre entlang, wie durch Gänge ohne Ausgang, in denen der Schall der Schritte dumpf und einsam erstirbt. Jeder lebt ja, wie er's von klein auf und von den anderen aefagt bekommen hat, und es stimmt ja auch immer alles! Aber wenn für einen Menschen wirklich einmal der Augenblick der großen Bewährung kommt, dann sinken Wände vor den Augen ab und man sieht meilenweit klar und scharf ins unbekannte Freie, und um die Ohren breitet sich plötzlich die Stille aus, in der die eigene Stimme dröhnt und langgezogen singen muß. Von solcher Art war das Erlebnis des halbverrückten Bootsbauergesellen, den man

seiner roten Haare wegen „Juch-es-brennt“ schimpfte, als er die Segel-Brita von den fünf Höfen auf dem schnelleren Schiff „Die Siegerin“ entführte.

Der kleine, tiefe Fjord zieht sich im Bogen nach Osten und Südosten herum zwischen die Hochlande hinein. Das blaue Wasser strömt linker Hand unmittelbar an einer senkrechten, schwindelnd hohen Felsenwand entlang. Von einem fernen Kap im Nordwesten an und Meilen hin steigt das Bergland gegen die Sonne gerichtet jäh aus der vollen Tiefe des Meeres in die höchste Luft, und ebensoweit über die große Biegung hinaus stürzt es dann gegen Westen ohne Absatz aus der Luft ins Geröll des niedrigen Ufers. Sommers, wenn kein Wind geht, kann die Riesenwand wie die grauschimmernde Bastion einer übernatürlichen Festung nach Stein dünsten. Dann flimmert die ganze Wasserfläche vor ihrer Hitze.

Rechter Hand vom Fahrwasser aber, und auch am hellsten Mittage im Schatten, tauchen häßliche Klippen schräg herauf aus der Wassertiefe und steigen zu einem niedrigeren Wall vor der Sonne auf. Sein zerklüfteter Grat mauert die Fjordlandschaft ohne Unterbrechung nach Süden ab. Diese unzugängliche Halbinsel sinkt nach Westen allmählich ins offene Meer ab und steigt dabei mehrfach noch Zackig auf. Man nennt den Bergzug seiner seltsamen Form wegen die ertrunkene Ruh. Weit draußen ragen Kopf und Hörner aus der Brandung auf, die bei jeder Flut über den Hals wegschlägt; ganz vorn brennt ein Leuchfeuer. Bei stillem Wetter muß der Hafenmeister die gefährliche Fahrt dort hinaus unternehmen und den Tank für einige Wochen mit Brennstoff auffüllen.

Schiffe, die von Südwesten den Fjord ansteuern, sehen die Riesenwand wie eine Wolkenmauer stundenlang vor sich und könnten ohne das Feuer leicht unterlassen. Schon weit draußen von der ertrunkenen Ruh abzuhalten, wenn die Klippen noch unterm Horizonte liegen. Denn der Strom setzt bei ihnen gefährlich in einen zweiten, flachen Fjord hinein, der südlich von dem Hafenfjord und hinter der Halbinsel ebenfalls noch einmal bis an die Riesenwand einspringt. Als sei von den Unholden der Vorwelt einst nach Süden hin aus der unermeßlichen Höhe der Felswand eine Masse von übrigegebliebenen Graten und Bergzipseln heruntergefegt worden, so liegt die Felszunge der ertrunkenen Ruh zwischen Hafen- und Südfjord und sperrt die fünf Höfe, die am flachen Fjord schön auf der Sonnenseite liegen, von der kleinen Stadt ab. Ein halsbrecherischer Felsenpfad geht wohl über den Grat, den man die Eisleiter nennt, aber man muß stellenweise mit Händen und Füßen klettern, und bei Nebel darf sich überhaupt niemand hinüberwagen. So liegen die fünf Höfe einsam auf dem schmalen Band von Erdreich, das den flachen Südfjord am Ende, wo der Bach einmündet, abschließt.

Wenn die Leute der fünf Höfe bei gutem Wetter Sonntags zur Kirche wollen, segeln sie zwei Stunden weit nach Westen hinaus bis ins Gebiet der Außenfähren, um die ewig der weiße Gischt springt. Dort ist das Wasser tiefblau, und wegen der Strömung steht immer eine gewaltige Dünung. Von der läßt man sich

an dem bei Tage bleich schimmernden Leuchtfeuer vor- bei bis vor die Riesenwand wiegen. Dann geht's in den Fjord hinein, wo man die Hitze der großen Wand spürt und das Wasser immer stiller wird. Hinter der Biegung, wo die grauen Häuser des Hafens und das große Dach der Kirche auf dem Wasser am Fuß der Riesenwand zu schwimmen scheinen, ist es wie in einer Stube, und der Geruch der trocknenden Fische füllt fettig und sättigend den ganzen Felsenkessel aus. Daß die Windstille nach Fisch stinkt, gehört zur Stadt wie das Gejohle von dem kleinen Vollswerk her, wo die Fischerboote unter der schrägen Sonne faulenzten. Man treibt mit der letzten Fahrt und dem Flußstrom langsam heran und muß nun jeden Sonntag dieselben Bemerkungen der Fischer über die Bauern über sich ergehen lassen. Für die Mädchen ist es eine Art Parade, auf die sich manche mehr freut, als sie es zeigt. Es war merkwürdig, daß auf den fünf Höfen seit jeher fast nur Mädchen geboren wurden, und zu den Töchtern kamen noch die Mägde, die hier im Hafen zu Hause waren. Das gab also an jedem schönen Sonntag viel Spaß für die jungen Fischer und eine herkömmliche Probe aufs Notwerden für die Mädchen. Das hochmütige Gesicht Segel-Britas mit dem strähnigen Blondhaar drum herum war bei diesem langsamen Herantreiben und Anlegen mindestens so steinern wie die ganze riesige Felsenwand hinter dem Hafengewässer.

Bei den fünf Höfen gab es drei Boote, Nordstern, Zwei Brüder und Königin. Man muß nicht glauben, daß die Bauern das Segeln nicht verstanden hätten. Im Nordland rühmt man sich, daß jedes Kind schon in Seestiefeln geboren würde. Segel-Brita insbesondere hätte es mit jedem Fischer, ja vielleicht sogar mit dem tollen Juch-es-brennt im Segeln aufnehmen können. Von dem Hafenswundertier Juch sagte Brita, wenn sie auf den fünf Höfen von den Fischerjungs sprach, daß die Klippen ihm natürlich Platz machten, wenn er segelte, weil er ihnen zu schmierig sei. Es war schon etwas Wahres an dieser Mädchenrede. Der Rotkopf Juch sah verwahrlost aus. Auf See ist der Dreck in Ordnung, aber an Land hat sich der Mensch von Zeit zu Zeit zu waschen, und Juch gehörte als Gehilfe des Bootsbauers an Land. Übrigens versteht sich auch von selbst, daß Juch nie Gelegenheit gefunden hätte, in einem geliehenen Boote neben dem Nordstern Britas zu verjuchen, ihr den Wind auszufegeln. Bei Gott, sie hätte ihn gerammt! Soviel von Segel-Brita, der Bauerntochter von den fünf Höfen. Alle Boote in den beiden Ansiedlungen stammten vom ganz alten Lars oder seinem Sohn, dem jetzigen Bootsbauer Lars her, und darum waren sie fast gleich tüchtig und es kam nur noch auf den Mann an. Unter den drei Booten der Bauern wurde bei jeder Kirchfahrt natürlich um die Wette gesegelt — auf dem Hinweg mit feierlichem Ernst und mit Getue, als achtete man nicht auf den anderen; auf dem Rückwege, wenn die Männer angetrunken und die Frauen gründlich ausgeschnattert, verzinkt und müde waren, oft mit erbittertem Eifer und einer plötzlichen Abneigung eines jeden gegen alle andern. Man war für eine Woche wieder unter sich auf den fünf Höfen, und das war eine aufreizende, lumpige Sache. Im Hafen war zwischen den Felswänden und dem Wasser eine Enge des Beieinanderlebens der Menschen, die die Bauern jedesmal aufregte. Alles wurde Sonntags dort gleich zu Lärm. Der Pastor pflegte seine Gardinen vorzuziehen, wenn das Getöse losging, aber damit hatte er noch nie etwas ausgerichtet.

Die Heimfahrt nun ernüchterte die Leute von den fünf Höfen wohl und oft gründlich. Die Fischer, ja die tanzten bis in die helle Nacht hinein in der großen Stube des Händlers. Immer war Unfrieden am Sonntagabend am Südfjord; nur die Kinder, die vom Leben noch nichts verstanden, genossen den Feiertag.

Um den ganzen Südfjord herum konnte außerhalb der fünf Höfe kein Mensch wohnen. Von dieser einen platten Stelle aus erschien die ganze Welt um das Wasser herum als eine probeweise und dann im Stich gelassene Zurschaufstellung kahler Felsbänke in allen Höhenlagen, von Streifen dunklen Heidegestrüpps überzeichnet. Ganz einsam war es. Aber bei den fünf Höfen waren richtige kleine Äcker und welliges Grasland, und die Gerste, die hier wuchs, hatte etwas von der Sonne in sich, die den Leuten hinterm Berg im Hafen ja nur während der paar Sommerwochen mittags über den Felsgrat weg schief auf die Häuser schien. Für die Kinder der Fischer dort waren die fünf Höfe so etwas wie Italienferne, Sonne und Faulheit; die Gerste brauchte man ja nicht mit Netz und Angel schwerarmig aus der Tiefe heraufzuholen, bis zuletzt ungewiß, ob die schwere Arbeit nicht doch umsonst gewesen war. Und spie das Netz im Überfluß Fische aus, dann zahlte der Händler wieder schlecht — das war die Fischerei, ganz abgesehen von den Teufeleien des Windes, wenn der Horizont im Westen plötzlich düster wurde. Allerdings war der Fischer draußen ein freier Mann, der genau so steuerte, wie er es verantworten konnte. Ja, der Händler, Hafensmeister und dicke Herrgott im Hafen, bei dem sie alle und ewig verschuldet waren, konnte sich hinter seiner Cheke nur darauf verlassen, daß man hier draußen hoffentlich wie der König von England steuerte. Der hochmütige Mann hing hier draußen durchaus von der Geschicklichkeit des verschuldeten Fischers ab, wenn er zu seinem Geld kommen wollte. Jawohl, hier draußen hätte er bestens das Maul halten müssen, hier draußen gab, dankel der Fischersmann sich selber Vorschriften.

Wo drei Häuser beieinanderstehen, da erhebt sich in einem davon sicher auch ein Mann, der reicher und erfahrener oder auch nur unangenehmer ist als die anderen, über die Familien der Ansiedlung; so sind die Menschen. Zu den fünf Höfen war einst der zweite Sohn des Larsvater Bootsbauer hinausgekommen, und er war als Bauer gewachsen wie ein Pilz. Segel-Britas Vater war am Südfjord der große Mann, so wie es der dicke Händler im Hafen war.

Vollmond-Lars war lebhaft und übermäßig; äußerlich wie in allem, was er tat und meinte. Er war ein fleischiger Riese mit faltigem Mondsgesicht; der größte der fünf Höfe schien ihm noch vom Leibe zu platzen, wenn er sich aus der offenen Tür schob. Unangenehm und angestaunt, so lebte er auf dem bishen ebenen Boden am Südfjord lärmend und gewaltig. Er wußte alles besser und wurde dabei trotzdem immer reicher; bei solchen Menschen vermutet man, daß sie dem Mißgeschick an einer verborgenen Stelle bezahlen. Segel-Brita hatte sich eine einsame Art von Leben eingerichtet. Seit sie ihrer Mutter ähnlich war, die der Bauer unsinnig geliebt hatte, war er der Tochter gegenüber unsicher und zwang seinen Verkehr mehr den Nachbarn auf. Aber sein Gerede war den Leuten unausstehlich, ob er nun guter oder schlechter Laune war; denn ihm lag nur daran, daß man ihm zuhörte. Es war auch schwer einzusehen, was er davon hatte, sich vor Leuten aufzuspielen, die alle Geld von ihm geborgt hatten.

Meist reden ja solche Leute soviel, die sich vor einer heimlichen Verachtung sicherstellen wollen. Bei Vollmond-Vars gab es allerdings eine schlimme Sache, das war die Feindschaft mit seinem Bruder, dem verkommenen Bootsbauer Vars im Hafenvinkel. Das jahrzehntealte Zerwürfniß war so schwer und ungefüge wie alles bei den riesigen Söhnen des Varsvater Bootsbauer. Zu einem ungewöhnlichen Handwerk stellen sich auch Seltsamkeiten der Menschen ein, die es betreiben. Jeder mußte ja einsehen, daß gegen die Feindschaft der Brüder gar nichts zu machen war. Die alte Geschichte, über der einer der Varsöhne schweigsam und verwahrt worden war und der andere der König auf den fünf Höfen, stand nun einmal da wie die große Wand überm Fjord. Bootsbauer Vars war als der Unterlegene tückisch, das verstand man. Was an Vollmond-Vars aber fast unheimlich wirkte, das war: manche solche gewaltige und lärmende Kerls sind eigentlich feige und können es nicht aushalten, einen Feind zu haben, und mit dieser Unruhe belästigen sie dann die andern. Zu der Feindschaft war es so gekommen:

Der ältere Vars hatte vor langen Jahren die Erbtochter aus dem größten der fünf Höfe heiraten sollen, aber Vollmond-Vars war ihm im letzten Augenblick dazwischen gekommen. Die Sache stand sofort schlecht für den Bootsbauer. Er war auch so ein Kiese, aber dürr und krumm und verwinkelt in den Gliedmaßen von der ewigen Zimmerarbeit in den engen Booten. Dazu war er schon damals von schweigsamer Natur. Es wurde allgemein als nicht sehr schön angesehen, wie Vollmond-Vars, der ein flotter Teufelskerl war, das Mädchen herumgekriegt hatte, und der ältere Bruder war seither wirt im Kopfe. Alles das war aber schon lange Jahre her. Die Frau lag längst auf dem kleinen Friedhof, der mit seinen Rasenwülsten seinen langen Grases hinter dem großen Dach der Kirche schräg anstieg. Ihre Tochter, die Segel-Brita im Sonnenland der fünf Höfe, war nun heute schon so weit, daß die Burschen auf dem Bollwerk bei der Parade eifersüchtig zu schweigen begonnen hatten, wenn Vollmond-Vars mit Brita im Boote anlegte. Das hochmütige Gesicht, das Brita mit 15 Jahren Sonntags wohl nötig gehabt hatte, war längst überflüssig. Sie war jetzt die Prinzessin. Aber da war die alte, steinerne Feindschaft. Brita spürte ja wohl auch, daß etwas mit ihrem Vater in der Meinung der Leute nicht stimmte, und dann splittert bei solchen Mädchen die Härte im Gesicht förmlich wie Glas. Ja, über allem, was mit Vollmond-Vars und dem alten Bootsbauer im hintersten Winkel des Hafens zu tun hatte, stand unverrückbar wie die steinerne Riesenwand, die vom Hafen über die Eisleiter weg allmächtig zum Südfjord sprang, das unsichtbare Unrecht. Es war eben gar nichts zu machen. Nie hatten der Händler oder der Pastor oder gar Vollmond-Vars selber es zwischen den Brüdern wenigstens zu einem offenen Streit und Ausreden bringen können. Der Ältere sprach überhaupt mit keinem Menschen mehr als höchstens mit Juch-es-brennt. Es muß nun auch noch von diesen beiden berichtet werden.

Über alles auf der kleinen Bootswerft wie einen Schimmelüberzug gebreitet sah man die Spuren der Rimmerlichkeit und Schmierigkeit. Die Hafenecken stinken immer nach Müll. Wer nicht Bescheid gewußt hätte, der hätte bei der Bootswerft eher an einen Gerümpelplatz des Meeres gedacht, wo man die Überreste belangloser Schiffbrüche sammelte. Es schien fast immer noch mehr rostiges Eisen als Holz auf der Werft

zu geben. Bootsbauer Vars sammelte in der Tat Wrackstücke. Als Herr dieser Schätze hockte er eher wie ein Seekrebs als wie ein Mensch mit seinen verschachtelten Gliedern herum. Er trieb sein schwieriges und berühmtes Handwerk, wann er wollte, und trank, wann er wollte.

Der Bootsbauer ist in einem Fischerhafen unentbehrlich, und der verkommene Vars war trotz seines schwachen Kopfes in seiner Art ein Künstler. Der Pastor und der Händler, der mit der Dienstmütze als Hafensmeister doch eine Art Obrigkeit war, hätten sonst der anstößigen Wirtschaft auf der Werft schon längst ein Ende gemacht. Branntwein und Rost und Schmier und eine unberechenbare Art zu arbeiten, das gehörte zu ihrer Art auf der Werft. Aber wenn sie einmal arbeiteten, dann schmiegte sich das Holz von selber unter die Äxte. Bald nicht aus rostende Werkzeug zu kriegen und dann wieder wie die Besessenen noch in die Nächte hinein klopfend bei einem pechqualmenden, hüpfenden Feuerchen — so lebten der Meister und Juch-es-brennt dort.

Der Alte hatte einen grauen, verwilderten Bart und wurde wegen der Leckage an der Einsteröffnung seiner ewigen Stummelpfeife Sabber-Vars genannt. Er war so ein richtiger Flickkünstler. Aus drei Wracks baute er ein neues Boot zusammen; gegen frisches Holz hatte er eine wahre Abneigung. Aber seine Boote waren fest und sauber; seine zittrigen Hände arbeiteten haargenau; ja seine Art, den Steven zu formen, war in allen Nordlandhäfen berühmt.

Daß Juch-es-brennt an den Kirchensonntagen oben in den Felsen überm Hafen lag und wie ein hungriger Eichkater hinabstarrte, wenn die Boote von den fünf Höfen vom Fjord hereinschwammen und festmachten und Vollmond-Vars auf das schwankende und knarrende Bollwerk kletterte und Segel-Brita heraufzog, das war ja schließlich kein Wunder. Jeder Junge fängt in diesen Jahren an zu gucken. Die Mädchen im Hafen redeten von der Zeit an, wo sie keine Puppen mehr geschneit zu kriegen brauchten, mit dem schmierigen und ernsthaften Juch natürlich kein Wort mehr. Wer auf dieser Welt ganz unten steht, sucht sich für die Verehrung am liebsten das Allererhabenste heraus. Es wäre übrigens kein Wunder gewesen, wenn Brita den roten Schopf oben in den Felsen auf die Dauer doch bemerkt hätte.

Sabber-Vars jedenfalls hatte ihn an einem Sonntag einmal erwischt. Die „Nordstern“ unten hatte keine Fahrt mehr, um ans Bollwerk zu kommen. In der Aufregung, seiner Segel-Brita Ratschläge durch die Luft zuzudenken, hatte Juch nicht bemerkt, daß jemand hinter ihm angelegt hatte. Als er mit dem Kopf herumfuhr, hockte der Alte da in seiner gewöhnlichen Haltung, als schachtelte er sich in einen unsichtbaren Bootskörper ein. Er sagte nichts, sondern starrte aus dem grauen Bartgeltriipp nur mit den weißlichblauen Augen geradeaus. Juch-es-brennt duckte den Kopf auf die Steine und krümmte sich passend zurecht, weil er seinen Fußtritt erwartete. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Alte ganz genau wußte, wie er in all den Häusern und Menschen und Booten nur nach dem einen Mädchen suchte. Für den Jungen, der es ja wissen mußte, stand fest, daß sich hinter dem Schwachsinn von Sabber-Vars ein unheimliches Wissen von allem verbarg, was vorging, bis ins Innerste der Menschen hinein. Die alte Geschichte von Sabbers-Vars und dem großen Bauern da unten kannte Juch-es-brennt natür-

lich so gut oder so ungefähr wie jedermann im Hafen. Dem Jungen erschien seine ohnehin schon gewagte Verehrung der Erbtöchter von den fünf Höfen jetzt plötzlich als eine Verrätereie an dem Meister, der sein Leben beherrschte. Juch hatte natürlich auch zu hassen, das war klar. Angenommen, Sabber-Vars hätte ihn jetzt fortgejagt, wohin hätte Juch-es-brennt gehen sollen? Im Nordland ist die Welt für den armen Mann vor den Außenshären zu Ende; man kann doch nicht aus seinem Fjord hinaus! Hier kam nun das Schlimmste von allem in Frage: es mußte gesprochen werden.

Aber als der Junge soweit gekommen war und aufzublicken wagte, da war Sabbers-Vars schon wieder fort. Man wußte nie, wie man mit ihm dran war. Juch-es-brennt tat die Brust weh, als ob er einen kantigen Stein darin hätte. Er konnte ja mit niemandem darüber reden, wie er eigentlich mit allem dran war. Hoch über ihm stieg die Riesenwand zum blauen Himmel empor; kleine weiße Wolken, die das fremde Land-Innere da oben gesehen hatten, spähten über den Rand, hoben sich ohne Schwindel vor und segelten plötzlich losgelöst, in der Luft. Es tat dem Jungen auf dem Felsen gut, das zu beobachten und darüber einzuschlafen.

So stand es um diese Zeit mit Juch-es-brennt. Von der Segel-Brita ist zu erzählen, daß sie in diesem Sommer keine angenehme Laune hatte. Sie war gewiß der einzige Mensch bei den fünf Höfen, auf dem die herrische Art von Vollmond-Vars nicht lastete; und mit der Arbeit konnte sie sich's selber einrichten; denn ihr Vater verwöhnte sie. Daß sie die Erbin war, wußte sie recht genau. Sie hatte den Südfjord früher leidenschaftlich geliebt. Der gehörte doch nun sozusagen ihr, und vielleicht machte sie gerade diese Erkenntnis so gespannt. Wenn ein Mädchen sicher ist, eine Sache zu haben, ist auch der größte Spaß daran schon vorbei. Mit der Liebelei war bei den fünf Höfen wirklich nicht viel her. Was an Männern überhaupt dort und außerdem noch jung war, das war von ungesunder Haut und im ganzen Wesen kümmerlich, so wie man es oft auf den abgelegenen Ansiedlungen findet. Gegen die Fischerjugend im Hafen aber empfand Brita den ganzen Hochmut der Bauerntöchter. Wenn man so gar nicht absehen kann, wie alles sich noch einmal ändern soll, fängt man an, sich uralte vorzukommen, und das entfernt den Menschen erst völlig von den Leuten um einen herum. Brita streifte in diesem Sommer weniger umher als früher. Der einzige Augenblick, der sie still machte, war an den dämmerigen Abenden und Nächten der Westhorizont, an dem von rechts her die schwarze Masse der ertrunkenen Ruh schräg ins Meer hinein schnitt. Mitten in diesem Bilde brannte auf der Kimmelinie das Leuchtf Feuer mit grünlich-bleicher Flamme, obwohl der Himmel eigentlich noch ganz hell war. Der Anblick dieses abendlichen Leuchtf Feuers machte Brita mit einer Sicherheit, die ihr wohl tat, immer und sofort ganz still.

Gerade in diesem Sommer begann man davon zu sprechen, daß sich Vollmond-Vars in einer Stadt im Süden ein Boot von besonderer Art bauen ließe. Es war vom Auslande her im Schiffsbau eine neue Mode aufgekommen, und wenn die Handelschoner im Sommer in den Fjorden lagen, wurden Wunderdinge von den scharfgebauten amerikanischen Jachten erzählt. Die Fischer trauten einer Bauart nicht, die sie nicht gewohnt waren; aber daß der große Mann auf den fünf Höfen die Neuigkeiten nicht ruhig mitanhören konnte, sah ihm ähnlich. Es bedeutete für boshafte Leute natürlich eine große Spannung, daß sich der alte Sabbers-Vars doch

zu diesen Berichten nicht gut still verhalten konnte. Sogar Juch-es-brennt genoß jetzt gelegentlich die Ehre, angedet zu werden. Aber der Bootsbauer äußerte sich nie über die neue Mode und diese geflüsterte Schweigjamkeit bestärkte die Leute darin, auch diese Sache mit dem unruhigen Gewissen von Vollmond-Vars zusammenzubringen. Er würde also viele hundert Taler daran wenden, ein amerikanisches Boot zu bekommen, nur um die Handwerksehre des alten Schiffbauers im Hafensfjord vor den hiesigen Leuten zugrunde zu richten. Bei diesem Vorstoß würde der Graubart sich doch wohl endlich rühren müssen.

Als Vollmond-Vars dann wirklich mit seiner „Nordstern“ nach dem Süden abgereist war, um das neue Boot einzutauschen, war die Erwartung groß. Sabber-Vars war in dieser Zeit noch kränker als sonst.

Dann kam ein aufgeregter Sonntag, als Vollmond-Vars bei der Kirchfahrt tatsächlich in der Amerikanerin ankam. Man mußte zugeben, daß niemand bisher ein solches Boot auf dem Fjord gesehen hatte. Es schien sich einen Weg durch das Wasser zu schneiden, ohne eine Spur zu hinterlassen, und als Brita wenden mußte, um anzulegen, schien das Boot überhaupt von selber zu wissen, wo am Bollwerk Platz war. Was an Jollen im Hafen war, drängte sich um das neue Schiff herum, und Vollmond-Vars konnte heute sein ganzes geräumiges Innere mit dem Gefühl austapezieren, daß noch nie jemand in diesem Hafen derart der große Mann gewesen war. Wie man dann vor den Häusern zusammenstand, wie der Schiffseigner knappe Erklärungen gab, und wie gar Segel-Brita nur so obenhin und ganz andeutungsweise zugab, das Boot dürfte vielleicht, wenn man es mal kennenlernte, immerhin gewisse Vorzüge haben, das war unbestritten großartig. Der alte Schiffbauer und sein Geselle waren die einzigen Menschen, die sich um das Ereignis gar nicht kümmerten. Sie studierten gerade mit dem Rücken nach dem Hafen an einer uralten, dicken Jolle herum, als sei sie möglicherweise das Weiboot von der Arche Noah. Einige beflissene Leute konnten es nicht lassen, dem großen Vollmond-Vars gegenüber diese Nichtachtung zu verurteilen. Aber er machte dann immer ein Gesicht, vor dem sie verstummten. Die Segel-Brita hatte das Schiff taufen dürfen, wie man hörte, und man fand, daß „Leuchtf Feuer“ ein reichlich anspruchsvoller Name für ein bloßes Überfahrboot wäre. Aber man konnte ja merken, daß Brita auf das schmutzige Schiff ganz verfallen war.

An diesem Sonntage ging es nach der Kirche beim Händler noch toller zu als sonst, und der Pastor zog die Gardinen schon während des Mittagessens vor. Und an diesem Nachmittag geschah es, daß Vollmond-Vars im Raufch seine berühmte Wette machte. Es gab natürlich beim Schnapstrinken allmählich doch auch schon Leute, die auf die einheimischen Boote nichts kommen lassen wollten. Da verschwor sich Vollmond-Vars: Wenn es binnen heute und Jahresfrist einem hier gebauten Boote gelingen sollte, bei der Kirchfahrt von den fünf Höfen her um das Leuchtf Feuer herum früher am Bollwerk festzumachen als die „Leuchtf Feuer“, dann solle der Mann im schnelleren Schiff sein Schwiegerjohn werden. Es schien den Männern doch eine anstößige Wette zu sein und schon das mußte ein Ereignis werden, wie die hochmütige Brita es aufnehmen würde, daß ihr Vater sie beim Schnaps als Preis einer Segelfahrt ausgesetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

RUND UM DIE OSTSEE

Zwei Gebiete Europas sind es, auf die unsere ostpolitische Aktivität gerichtet sein muß: der Donaauraum und das Ostseebecken. In beiden Gebieten sind wir nicht allein die Interessierten. In Südost-Europa ist die italienische Außenpolitik stark fühlbar, während sich um die Länder des Ostseebeckens England bemüht. Als Pommern und damit als östliche Vorposten des Reiches sind wir zu doppelter Aufmerksamkeit an den wirtschaftlichen und politischen Ereignissen um die beiden ostpolitischen Pole verpflichtet. Auf unsere Provinz wirken sich die wirtschaftlichen und politischen Kombinationen in allererster Linie aus. Die Bedeutung der



Odermündung hängt von den handelspolitischen Wegen Südost-Europas ab, und die Gestaltung des Ostseebeckens berührt unsere Ostseeprovinz unmittelbar.

Ein baltischer Staatenbund?

Der engere Zusammenschluß der baltischen Staaten wurde besonders nach dem Scheitern des russischen Garantieangebotes erörtert. Die Staaten ergriffen selbst die Initiative. Lettland wollte die Stabilisierung der Verhältnisse durch einen Neutralitätspakt für das Baltikum erreichen. Der Gedanke ist noch nicht begraben, dürfte jedoch wenig Aussicht auf Erfolg haben. Einen anderen Weg beschritt Litauen, das in einem Memorandum an Estland und Lettland zum Zusammenschluß in einem baltischen Staatenbunde aufforderte. Die Tendenz zum Zusammenschluß des Baltikums wurde durch zwei Ereignisse der letzten Zeit verstärkt: Durch die Verlängerung des polnisch-russischen Nichtangriffspaktes und durch die deutsch-polnische Annäherung. Im polnisch-russischen Nichtangriffspakt hat Rußland sein

Desinteressement an der Wilna-Frage ausdrücklich festgelegt. Litauen ist damit die letzte Stütze seiner Politik gegen Polen genommen worden. Da ferner zur gleichen Zeit die deutsch-polnischen Gegensätze ausgeglichen wurden, ist es Litauen unmöglich gemacht worden, aus außenpolitischen Differenzen zwischen Berlin und Warschau oder Warschau und Moskau Nutzen zu ziehen.

Wie im Südosten Europas, so wird auch bei allen Kombinationen im Ostseeraum eine Großmacht Pate stehen müssen. Damit ist die Aufgabe unserer Politik für die nächste Zeit festgelegt. Zu den außenpolitischen Nöten der baltischen Staaten kommen außerdem noch innerpolitische Schwierigkeiten. Der schrumpfende Export verschärft die Agrarkrise, die Devisenlage ist schlecht, die parteipolitischen Gegensätze groß. Die größere politische Stärke besitzt ohne Zweifel Lettland. Die neue Bauernregierung Ulmanis verlangt gegenwärtig weitgehende Wirtschaftsvollmachten, reguliert den Devisenhandel und unterdrückt kräftig den Marxismus und damit auch die Heße gegen Deutschland. Dadurch wird eine Annäherung Deutschland-Lettland erleichtert.

Die skandinavischen Länder

Durch die Agrarkrise wird besonders Dänemark in Mitleidenschaft gezogen. Norwegen hat vor allem mit innerwirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Bauern und Fischer sind verschuldet, die Arbeitslosigkeit hat keinen nennenswerten Rückgang aufzuweisen und die Gemeinden drohen unter ihrer Schuldenlast zusammenzubrechen. Die Kommunalschulden der nordischen Länder sind hauptsächlich „Modernisierungsschulden“, die durch die Anlage von Elektrizitätswerken und durch neuzeitlichen Straßen- und Brückenbau entstanden sind. Die wirtschaftliche Not der Nordländer weiß England geschickt auszunutzen. Die britische Handelsoffensive macht sich in den skandinavischen und auch in den baltischen Ländern (besonders in Estland) stark bemerkbar, wobei dem englischen Kaufmann die Währungsgemeinschaft dieser Länder mit dem Pfund zu Hilfe kommt. Wir haben im Laufe der letzten Jahre die nordischen Länder außen- und wirtschaftspolitisch stark vernachlässigt und haben vieles wieder gut zu machen.

Die Außenhandelsziffern der Südosteuropäischen Staaten und der Länder um das Ostseebecken beweisen eindeutig, daß eine Lösung ohne Deutschland hier wie dort unmöglich ist. Das darf uns natürlich nicht dazu verleiten, die Hände in den Schoß zu legen und abzuwarten. Es gilt, die vorhandenen Bindungen stärker auszubauen und neue Anknüpfungspunkte zu suchen. Im Ostseeraum sind die Gegensätze nicht so groß wie im Donaubecken. Russische Verbundenheit, protestantische Gesinnung und hanjische Tradition weisen uns den Raum um die Ostsee zu und wir gedenken die Probleme föderalistisch zu lösen.

„Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts, der die Völker befreite, geht über in einen Föderalismus des 20., der sie wieder verbindet.“ (Moeller van den Bruck)

Er.

DIE BANK



für jeden Stand

Provinzialbank Pommern

Girozentrale
Landesbank

Stettin, Luisenstraße 13
Stolp i. P., Kaufmannswall 6
Stralsund, Alter Markt 4

An sämtlichen Schaltern: Verkauf von Losen der Geldlotterie für Arbeitsbeschaffung (3. Auflage)

BUCHBESPRECHUNGEN

Dr. Pommer und seine Zeit

Am 24. Juni jährte sich zum 450. Mal der Geburtstag Johann Bugenhagens, des Reformators Pommerns, des Freundes Luthers und Melanctons, dem wir die Übersetzung der lutherischen Bibel ins Plattdeutsche verdanken. Ihm widmet der pommersche Schulmann Robert Burkhardt in der Sammlung „Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur“ ein Bändchen: „Dr. Pommer und seine Zeit“. (Verlag Julius Beltz, Langensalza, 0,63 RM.) Er greift in knappen aber lebendig gezeichneten Bildern die einzelnen Stationen seines Lebens heraus und charakterisiert mit ihnen zugleich die damalige allgemeine kirchliche und politische Lage. Im Jahre 1517, am Vorabend der Reformation, begegnet er uns als junger Magister in einer Versammlung des Camminer Domkapitels. In einer zweiten Skizze führt uns der Verfasser in das Stettiner Greifen-schloß. Bogislaw, der einzige Herrscher Pommerns von Bedeutung, und sein Gegenspieler, der Landadel, sind glücklich charakterisiert. Bugenhagen erhält hier den Auftrag, eine Geschichte Pommerns zu schreiben. Ein anderes Kapitel zeigt ihn uns auf dem denkwürdigen Landtag in Creptow a. d. Rega, auf dem 1534 die endgültige Einführung der Reformation beschlossen wurde; hier war die Geburtsstunde der von Bugenhagen verfaßten Kirchenordnung. Zwei Stücke aus der „Pommerania“ des Thomas Rantow und der Bericht eines Lutheraners um 1530 aus Wollin dienen als Quellenzeugnisse der Zeit. Vier Bilder (Johann Bugenhagen, der Dom zu Cammin, ein seltener Blick auf Schloß- und Jakobikirche in Stettin und die Kapelle vom Heiligen Geist in Creptow a. d. R., in der der Landtag 1534 stattfand) sind neben zwei Stadtansichten aus der Lubinschen Karte beigegeben. Ein Anhang bringt im Originaltext kurze Abdrucke aus Bugenhagensen Werken: seiner ersten pommerschen Kirchenordnung und der plattdeutschen Bibelübertragung. Die kleine Schrift ist geeignet, den Jugendlichen wie Erwachsenen zu weiterer Beschäftigung mit der Persönlichkeit Bugenhagens und seiner Zeit anzuregen.

Dr. Haxel.

Stettiner Baumeister des 18. Jahrhunderts.

Im Anschluß an unseren Beitrag im Juniheft über „Alte Stettiner Bürgerbauten“ weisen wir auf die eingehende Behandlung des Themas in den Arbeiten Dr. Hans Vogel und des verstorbenen Karl Friedrich hin. Vogel, ein Schüler Wilhelm Pinders, hat in einer leider noch ungedruckten Leipziger Dissertation durch eine Vergleichung der in den Stettiner Archiven erhaltenen Bauzeichnungen mit den erhaltenen Werken zahlreiche Bauten des ausgehenden Rokoko und des Klassizismus mit den namhaftesten der damals in Stettin wirkenden Baumeister in Verbindung gebracht und die Beziehungen Pommerns zum Berliner Klassizismus geklärt (auch Zeitschrift für bildende Kunst, 60. Jahrgang). Friedrich hat seine Forschungen besonders der Bautätigkeit Friedrichs des Großen in Pommern gewidmet (Monatsblätter der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde 1925). Die Frage nach dem Erbauer des Wolkenhauerischen Hauses muß noch endgültig geklärt werden. Auch die Stettiner Baukunst des Barock in der Zeit Friedrich Wilhelms I. und des späteren Klassizismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist noch nicht erforscht — das nachzuholen, würde eine lohnende Aufgabe für den kunsthistorischen Nachwuchs Pommerns bilden!

ho.

Adolf Hitler, der Erzieher der Deutschen

Der Gedanke der politischen Erziehung ist eins der Grundelemente nationalsozialistischen Denkens und Handelns. Und es gibt für dieses nationalsozialistische Wollen, das nichts mit der „Erziehungswissenschaft“ vergangener

Zeiten zu tun hat, kein besseres Dokument als des Führers „Mein Kampf“. Wilhelm Höper schlägt durchaus den richtigen Weg ein, wenn er die Gedankenwelt Adolf Hitlers, wie sie aus „Mein Kampf“ und den Kanzlerreden spricht, zur Grundlage seiner Ausführungen über den neuen nationalsozialistischen Erziehungsbegriff macht. (Verlag Ferd. Hirt, Breslau.) Nicht nur die Erziehung der Einzelpersonlichkeit im nationalsozialistischen Sinne wird überzeugend und mit häufigen Hinweisen auf Worte des Führers dargelegt, die Neuordnung des gesamten deutschen Lebens wird unter diesem volkserzieherischen Gesichtswinkel betrachtet, so daß sich ein neues, aber durchaus zutreffendes Bild ergibt.

mo.

Die drei Reiche. Von der Kaiserkrone zum Hakenkreuz

Wir mühen uns um eine nationalsozialistische Geschichtsbetrachtung, die neue Wertung des vergangenen Geschehens auf der Grundlage von Rasse und Volk sein will. Vollendete Leistungen dieser Art können wir heute noch nicht erwarten, aber wir begrüßen jeden Baustein. Als solchen können wir auch Wilhelm Höpers Buch „Die drei Reiche. Von der Kaiserkrone zum Hakenkreuz“ ansehen. (Verlag Ferd. Hirt, Breslau.) Es bietet noch keine mit letzter Konsequenz und Unerbittlichkeit durchgeführte Neuwertung der mehr als tausendjährigen deutschen Vergangenheit, doch die mit Liebe und Sachkenntnis aneinandergereihten Tatsachen des deutschen Weges, der erst im Dritten Reiche zur wirklichen Volkwertung geführt hat, sprechen für sich. Nicht zuletzt liegt der Wert des Buches, das wir mit gutem Gewissen unseren Lesern empfehlen können, im Herausarbeiten der großen Tinten, der Höhen und Tiefen deutschen Lebens, welches unter dem Zeichen des Hakenkreuzes eine neue, unaufhaltsame Aufwärtsbewegung angetreten hat.

mo.

Autarkie als wirtschaftspolitisches Ziel.

Wer die Broschüre von Walter Treichel mit ihren knapp 30 Seiten zur Hand nimmt, wird sie nicht zur Seite legen, ohne sie von Anfang bis Ende durchgelesen und nicht nur eine Fülle von Anregungen mitgenommen zu haben, sondern tatsächlich zu wissen, was Autarkie ist und wie weit Autarkie für Deutschland möglich ist. Mit einer erfrischenden Klarheit betrachtet der Verfasser, indem er von Deutschland als einem großen Wirtschaftsgebiet ausgeht, die Möglichkeiten einer industriellen und landwirtschaftlichen Selbstversorgung, die er jeweils nach den hauptsächlichsten Erzeugergruppen aufteilt.

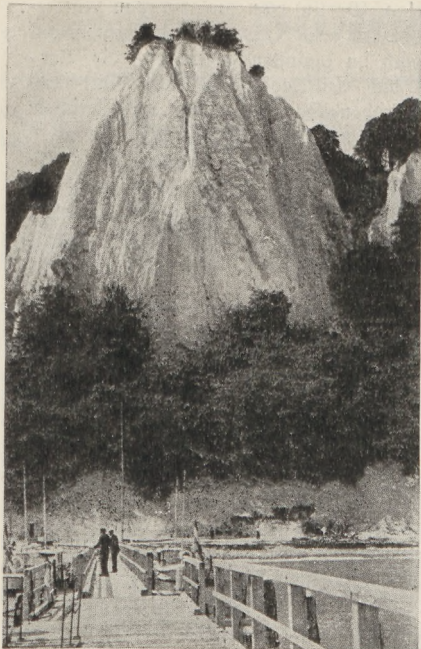
Es wird jedes Mal kurz dargetan, welches die Gründe für die geschilderte größere oder geringere Verflochtenheit mit dem Auslande sind, um daraufhin auszusagen, ob und welche wirtschaftspolitischen Mittel gegeben sind, die Abhängigkeit vom Auslande zu verringern oder völlig herbeizuführen.

Durch die dem Leser vermittelte Erkenntnis der in unserer Volkswirtschaft vorhandenen Produktivkräfte gelingt es dem Verfasser, das Wort „Autarkie“ in einem anderen Licht erscheinen zu lassen: Es verliert den Charakter des Schlagwortes, es bedeutet mehr als bloße handelspolitische Isolierung, es wird zu einem Bestandteil der Staatsidee überhaupt.

ly.

Johannes Böhler: Deutsche Geschichte, I. Band

Der erste Band der soeben im Verlag von Walter de Gruyter u. Co., Berlin u. Leipzig, erschienenen „Deutschen Geschichte“ schildert die Zeit vom Ursprung des deutschen Volkes bis um das Jahr 1100. Das Neue und Wertvolle an diesem Geschichtswerk ist das Bestreben des Verfassers, die Vergangenheit dem Geschehen der Gegenwart und der Zukunft dienstbar zu machen. Es ist keine der üblichen chronologischen und langweiligen Darstellungen, sondern ein lebendiges Werk, das noch heute aktuelle Probleme — wie



Ostseebad Saßnitz

Der herrliche Meereskurort
auf der Kreideküste Rügens
von jahrhundertealten Buchenwaldungen umgeben

erwartet Sie



Verlangen Sie Prospekte durch die Kurverwaltung

Villa Gössel

Bes.: Konrad Seelow
Luisenallee 1

in nächster Nähe von Wald und Kurplatz. Hohe Zimmer, gute Betten, elektrisch Licht und erstklassige Küche. Warme Bäder im Hause. Parkähnlicher Garten führt direkt zum Strand.

Villa Meereswelle

Besitzer: F. Schmidt - Stiftstraße 5 - Fernruf Nr. 282

Altrenommiertes Pensionshaus in unmittelbarer Nähe von Hafen und Bahn. Gut eingerichtete Zimmer mit Balkon und Veranden. Herrliche, meilenweite Seesaussicht. Gute Betten. Logis mit und ohne Pension. Solide Preise.

Haus Aegir, Privatpension

Seestraße 11 Saßnitz (Rügen) Fernruf 305

Hübsche sonnige Zimmer
Auf hohem Ufer oberhalb der Stettiner Dampferanlage
Unterkunft: mit und ohne Verpflegung
Seeblick, Garten mit eigenem Aufstieg
Am Hafen und Strand - von
Eisenbahnen bevorzugtes Haus, weit
Gut und billig Logis von 1,25 RM. an
In der Nähe der Bahnhöfe und Fährschiffe
Reichliche, gute bürgerliche Kost

Pension einschl. Zimmer à Person 4,00 bis 5,00 RM.

Skandinavisk talas

Bad, Fließ, Wasser, Sonnige
Liege-Terrassen, Seesaussicht

Im Strandkorb

liest man „Das Bollwerk“

die Rasse, die Kirchen- und Ostpolitik und kulturelle Fragen — im Geschehen jener Zeit behandelt.

Bühlers Geschichte ist unentbehrlich für den, der sich ernsthaft und gründlich über Rasse und Volk unterrichten will und kein Lehrbuch, sondern eine lebendige Darstellung zu lesen wünscht.

Preis des in Leinen gebundenen, 413 Seiten starken Werkes, 7,20 RM.

Lüderitzland

Hans Grimm schenkt uns ein neues Buch „Lüderitzland“. — Sieben Begebenheiten aus dem alten Deutsch-Südwest-Afrika. (Erschienen bei Albert Langen-Georg Müller, München, 8,50 RM.) Gerade in diesen Tagen, da 50 Jahre vergangen sind, als der deutsche Kaufmann Lüderitz die Anfänge der deutschen Kolonisation in Afrika legte, begrüßen wir herzlich dieses Werk, das in meisterlicher Sprache einmal den hohen Wert der Kolonien vor Augen führt und zum anderen uns die Liebe zeigt, mit der die Siedler an ihrer afrikanischen Scholle hingen. Ein Stück deutschen Schicksals nimmt in den sieben Begebenheiten Gestalt an und es ist wie kaum ein Buch geeignet, jedem Deutschen klar zu machen, daß sein Leben mit dem ihn ernährenden Grund und Boden und damit auch mit seinen Kolonien steht oder fällt. Es sind Tatsachenberichte, die Hans Grimm uns gibt; mit seltener Kraft versteht er es, das ferne Land und die Menschen in ihm lebenswürdig und zu greifbarer Gegenwart zu gestalten. Jeder Deutsche sollte dieses Buch mit ganzem Herzen lesen. ri.

Einführung in die Physik des Fliegens

Gleich, ob wir ein Motor- oder ein Segelflugzeug durch die Luft schweben sehen: der Laie wird immer wieder über das Wunderbare des Fliegens staunen. Dabei ist das Fliegen weniger eine Großtat der Technik, sondern weit mehr reiflose Erkennung der physikalischen Begebenheiten, die der Flieger und besonders der Segelflieger berücksichtigen muß. Auf alle Fragen der Physik des Fliegens gibt Professor R. Schütt in seinem oben genannten Buch vielseitige und klare Antwort. (Es erschien im Verlag Volkmann, Berlin-Charlottenburg, 4,00 RM.) Dieses methodisch aufgebaute Werk ist für jeden, der das Problem des Menschentums erkennen will, von allergrößtem Interesse. Der Lehrer wird in den Stand gesetzt, seinen Unterricht lebendig und lehrreich zu gestalten — aber auch der Schüler wird es mit vielem Nutzen lesen, da es größere mathematische Kenntnisse nicht voraussetzt. ri.

Gerhard Zirwas: Deutsche Fliegerei

„Ein Appell an Deutschlands Jugend“ nennt der Herausgeber G. Zirwas, der Führer der Danzig-Flieger-Staffel, das Buch (Verlag R. Voigtländer, Leipzig, geb. 3,50 RM). Es ist ein Appell. Alle, deren Namen mit der deutschen Luftfahrt untrennbar verbunden sind, wenden sich in diesem Werk mit kurzen, richtungweisenden Worten besonders an die deutsche Jugend. Den Wahlspruch zu dem reichbebilderten Werk schrieb Reichsflugfahrtminister Hermann Göring. Der Segel- und der Motorflieger, der Sportpilot und der Berufspilot nehmen zu den wichtigen Fragen der deutschen Luftfahrt Stellung und erzählen Flug-erlebnisse.

Ein interessanter Querschnitt durch die deutsche Fliegerei, wie er besser nicht gedacht werden kann. tr.

Segler durch Wind und Wolken

Durch die Luftschußverbände und durch große Flugveranstaltungen wird der Blick des deutschen Volkes immer wieder auf die großen Bedeutungen des Fliegens gerichtet. Als uns in den Jahren nach dem Kriege der Motorflug untersagt war, wurde der deutsche Segelflugsport geboren. An seiner Wiege standen alte bewährte Frontflieger des Krieges. Die Nachkriegsgeneration wurde aber bald Schüler dieser Meister. Auf der Wasserkuppe der Rhön begannen und nach wenigen Jahren war die Segelfliegerei fast in

allen Teilen des Deutschen Reiches heimisch. Paul Karlsson führt uns mit seinem Buch „Segler durch Wind und Wolken“ (Ullstein-Verlag, Berlin) von diesen ersten Anfängen der Segelfliegerei bis zu den Rekorden der Gegenwart. Es ist ein Abenteuerbuch im schönsten Sinne, das die Verachtung der Gefahren und Entschlossenheit und Mut und Zielbewußtsein der fliegenden Generation mit vorzüglichem Humor dem Leser vor Augen führt. Wir lernen die alten Pioniere in ihrem unermüdlichen Streben kennen, der deutschen Fliegerei auf anderem Gebiete Geltung zu verschaffen: Martens, Hirth, Groenhoff, Kronfeld, Espenlaub, Schmidt u. v. a. tauchen auf — und wir begeistern uns immer wieder an ihren großen Taten. Dieses schöne Buch gehört in die Hand jedes deutschen Jungen. ri.

Spiel mit Wolken und Winden

Hans Dittmer gibt uns hier eine Erzählung aus dem Fliegerleben — sein großer Wert liegt, um es vorweg zu nehmen, darin, daß er in erstaunlicher Spannung die Umwelt und die Seele des Segelfliegers kennzeichnet. Ein Knabe steht im Mittelpunkt der Handlung; mit unwiderstehlicher Gewalt wird er zur Segelfliegerei hingezogen, und er erlebt das ganze Glück und die ganze Gefahr des Fliegerseins. Dieser Sportbegeisterten Jugend ist das Buch gewidmet — gerade sie soll „allen deutschen Menschen unserer Tage, alten wie jungen, als Verkörperung der Kameradschaftlichkeit, des unbedenklichen und lebensgläubigen Einsatzes für einen großen Gedanken vor Augen gestellt werden.“ Der Geist des Wagemutes, der Opferbereitschaft und mannhafter Treue im Verein mit einer spannenden äußeren Handlung machen das Buch nicht nur für die Jugend lesenswert. Erschienen bei Martin Warnack, Berlin, Preis: Leinen 2,80 RM. ri.

Junge Seelen

Nicht schöner hätte der Verlag G. Grote des 25. Todestages Ernst von Wildenbruchs gedenken können, als durch eine Neuauflage der berühmten Kindererzählungen des Dichters. (Verlag G. Grote, Berlin.) Wer kennt heute noch die Fülle der historischen Dramen Wildenbruchs, wer seinen großangelegten, aber langatmigen Roman „Schwesterseel“? Dem breiten Lesepublikum sind sie längst unbekannt geworden und das sicherlich mit Recht. Aber wohl kaum sind jemals Darstellungen kindlichen Leidens aus einer tieferen Anteilnahme heraus geschaffen worden als Wildenbruchs feinsinnig-traurige Kindererzählungen. „Das edle Blut“, diese einzigartige Kadettengeschichte, ist von jeher am bekanntesten gewesen. Aber auch den anderen mit künstlerischer Leidenschaft und Vollendung geschaffenen „Der Letzte“, „Das Orakel“, „Archambault“, „Reid“ wäre ein Eingehen in das unvergängliche Volksgut deutscher Dichtung und, praktisch genommen, die Aufnahme dieses Sammelbandes in alle Schul- und Volksbüchereien nur zu wünschen. Allein seine klassischen Kindererzählungen werden den Dichter Ernst von Wildenbruch auch nach weiteren 25 Jahren noch unvergessen sein lassen. mo.

Wien Sleef, der Knecht

Im Mittelpunkt dieses Buches von Felicitas R o s e steht ein in sich gefestigter, starker Mann bäuerlichen Geschlechts: Wien Sleef, der Knecht. Die Welt eines Erbhofes, seine Schicksale in der eigenartig-schönen Heideheimat mit ihren schweigsamen Menschen leben vor dem Leser auf. Wien Sleef, mit schweren Narben aus dem Weltkrieg heimgekehrt, verwaltet für den eigentlichen Erben, seinen Vetter, der in der Stadt lebt, den Hof. Mit unermüdlichem Fleiß und voller Hingabe arbeitet er, und immer stärker verwächst er mit dem ihm anvertrauten Grund und Boden — denn dieser bedeutet für ihn Heimat, Vaterland. Durch die tiefe Liebe Wien Sleefs zu einer jungen Verwandten erschließt sich ein wertvolles Innenleben zweier herber Heidenaturen. Der eigentliche Hoferbe muß mehr und mehr erkennen, daß er zur Führung des Erbhofes nicht berufen ist, daß er durch sein Stadtleben niemals tief genug Wurzeln in der Heimaterde schlagen kann: Er tritt aus freien Stücken zurück

..und im Sommer in die pommerschen Bäder,

OSTSEEBAD AHLBECK

Prospekte durch die Kurverwaltung und alle Reisebüros!

PUTBUS AUF RÜGEN mit den Badeplätzen
Lauterbach, Neuen-
dorf, Wreechen und der Insel Vilm

Hotel zum Bahnhof Besitzer: Pg F. Plümer

Bauerhufen

Kr. Köslin

das idyllisch gelegene Ostsee-
bad. Prospekte und Auskunft
durch die Badeverwaltung.
Telefon: Sorenbohm 14

Breege-Juliusruh(Rügen)

Das Bad mit herrlichem Sand-
strand, Laub- und Nadelwald
Auskunft durch d. Badeverwaltg.

Ostseebad Bansin

„Frisia“

Anerkannt gute
Familienpension
Seebad Bansin an der Ostsee

Ostseebad Lubmin

Penfion Franzenhof

volle Verpfleg. 4,- bis 4,50Mk.

In der Nachsaison nach
dem beliebten

Ostseebad Wald - Dievenow

Herrlicher Badestrand und
Waldbestand

Auskunft durch die
Badeverwaltung

Besucht deutsche Bäder!

Lüchenthin

Ostseebad Kreis Cammin i. Pom.
gehört mit Strand und Wald zu den
schönsten Sommerfrischen am Ostsee-
strande. Wonnensame Stille und herr-
lichste Natur grüßen hier die Gäste.
Auskunft durch **C. Toppel**

MISDROY

Seit 99 Jahren als Seebad be-
kannt und beliebt

Kürzester Weg von Berlin zur
Ostsee

Hervorragende Autostraße ohne
Übersetzen

Als einziges Bad der Ostseeküste
gegen rauhe Nord- und Nordost-
winde vollkommen geschützt

Ideal für Frühjahrs- und Herbst-
kuren

Stärkste Brandung und höchste
Erhebungen der ganzen Küste

Meilenweit breiter Sandstrand

50 000 Morgen Hochwald

Romantische Steilküste mit
zauberhaftem Fernblick weit
über Land und See

Moderne Hotels und Pensionen

Tankstellen, Garagen, Parkplätze

Mäßige Preise bei hochwertiger
Leistung

Auskunft und reichillustrierter Führer kostenlos durch alle
Reisebüros, durch die Werbestelle Berlin, Dessauer
Straße 32, Fernruf: B1 Kurfürst 9371/74 und durch die

K O M M I !
Kurverwaltung Ostseebad Meereskurort Misdroy

Dilla Seeschloß

Inh. Frau Gramberg

Zimmer mit und ohne Pension. Am
Strande gelegen, sonnige Zimmer;
Garten; fließend. Wasser; Garage.

Privates Schüler- u. Ferienheim Misdroy von Frl. G. Winterstein

Man verlange Prospekt

Misdroy, Haus Hausenberg

(Bes. Gedies) Viktoriastr. 11, nächste Nähe
v. Strand u. Wald, empfiehlt angenehmen
Ferienaufenth. m. u. ohn. Pens. MÄß. Preise

PARK-HOTEL

Inh. Käte Ehmke Ruf 231
bietet angenehmen Aufenthalt

Nordsee

Kinderheim

„Jung-Deutschland“ Wenningstedt/Sylt

nimmt während des ganzen Jahres
14 gesunde, erholungsbedürft. Kinder
von 4 Jahren in gewissenhafte Pflege
und Betreuung. Prospekte durch
G. Schrader, Jugendleiterin

Ostseebad Kreis Cammin i. Pom.

gehört mit Strand und Wald zu den
schönsten Sommerfrischen am Ostsee-
strande. Wonnensame Stille und herr-
lichste Natur grüßen hier die Gäste.
Auskunft durch **C. Toppel**

Reiseweg über Strasburg
Stärke ultravioletle
Sonnenstrahlung
Tägliche Flug-
verbindg!

**Ostseeinsel
Hiddensee**
Allutr. Prospekt
lokal, durch
Ausgabestelle Hid-
densee, Badeverwaltung
Kloster, Badeverwalt. Neuen-
dorf, Badeverwalt. Witte u. d. Reisebüros

Ostseebad Heringsdorf

Weinhaus Treptow

mit Hotel, Restaurant und Café

Ostseeterrasse

Zimmer m. voll. Pension von 4,50Mk. an
Direkt am Strande
Bekannt erstklassige Küche
Inhaber Georg Radlmeier

SEE
SOLE

KOLBERG

SONNE
MOOR

Ausführliche Werbeschriften im Reisebüro des „Bollwerk“ und im Stettiner Verkehrsverein

und übergibt Wien Sleaf den Hof, der ihn wieder auf seine alte Höhe bringt. Man hört in diesem Buch das Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Bauern und seine ewige Liebe zur Scholle. st.

SS

Ein viel versprechender Anfang, mehr nicht. Roman? Nein, nur eine Novelle. H. Tiefenbach kennt zweifellos Geschichte, Gesinnung, Mundart dieser in Berlin zusammengezogenen JbB-Elite der SS. Die Sprache ist meist frisch und kernig, manchmal unständig und verkorpelt. Lange Strecken sind nichts anderes, als guter Leitartikel. Das ist ein Vorzug bei einem von epischer Fülle strotzenden

Werk, wie bei Grimms großem vaterländischem Roman. Hier aber erstickt oft der epische Atem in Proklamationen.

Ansätze zu kaltblütiger Objektivität ringen mit glühendem Fanatismus. Tiefenbach möchte dramatische Spannungen vermitteln, aber die Gegenspieler werden unter seinen Händen zu lächerlichen, ausschließlich ekelhaften Popanzen. Das sollten wir seit dem „Hitlerjungen Quex“ übermunden haben.

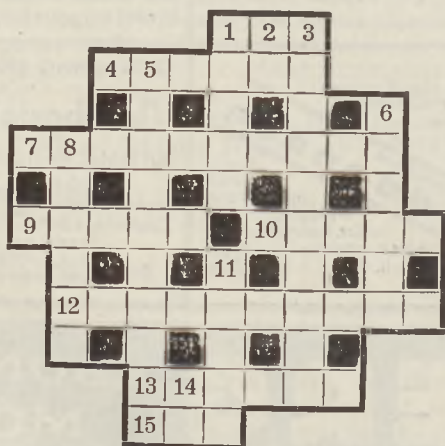
Und doch: Tiefenbach ist ein wirklicher Dichter. Er wird hoffentlich zu einem künstlerischen Gewissen emporreißen, das seiner mitreißenden nationalsozialistischen Gesinnung würdig ist. Wir sehen mit Spannung dem nächsten Buche dieses entwicklungsfähigen Könners entgegen. (Der Roman erschien bei Gerhard Stalling, Oldenburg. Preis 4,80 RM.) kr.

RÄTSEL

Kösselsprung

ne	strebt	zum	Bo-	nes	für	bens	im	se
wird	für	sei-	nur	sein	e-	nuf-	das	ein
sten	Loß-	dem	Weiß-	das	Stre-	wer	selbst	Ge-
Sinn	sich	Höch-	zu	sie	heit	Ed-	höb-	Schö-
dem	bens	und	selbst		für	nuß	pflegt	bleibt
gibt	den	treu	Le-	Ge-	le	wahr	ne	rer
er-	nach	Wer	a-	ge-	des	wer	sich	und
hegt	ver-	mü-	rer	lebt	und	3-	rei-	tief
det	un-	le	nie	de-	ne-	in	rein	noch

Kreuzworträtsel



Wa g e r e c h t : 1. Luftförmiger Stoff. — 4. Dra-
menheld Goethes. — 7. Kirchenfürst. — 9. Stadt im

Bogtland. — 10. Männlicher Vorname. — 12. Schaum-
wein. — 13. Teil des Teutoburger Waldes. — 15. Ver-
kehrsmittel.

S e n k r e c h t : 1. Straßenrinne. — 2. Verhältnis-
wort. — 3. Wäschestück. — 5. Altlateinischer Titel für
„Steuermann“. — 6. Rühengerät. — 8. Stadt in Ober-
franken. — 11. Schrankart. — 14. Abkürzung für
Sturm-Abteilung.

Auflösung der Rätsel aus dem Juni-Fest.

Kreuzworträtsel.

M	A	H	A	T	M	A	G	A	N	D	H	I
E		E	L	B	A		A	R	I	E		N
N	A	B	E		B	E	L		L	I	N	D
S	E	E		K	E	L	L	E		N	E	U
C	R		H	O	L	B	E	I	N		U	S
H	A	R	E	M		E		S	O	E	S	T
E		A	L	P	E		A	B	E	L		R
N	O	R	M	A		R		A	M	A	T	I
A	B		O	S	T	E	R	E	I		I	E
F	E	S		S	U	S	E	R		H	E	L
F	R	E	D		R	I	G		G	I	R	L
E		N	O	R	A		E	M	I	R		E
N	O	N	N	E	N	K	L	O	S	T	E	R

Silbenrätsel.

1. Obdach; 2. Entente; 3. Interview; 4. Vehar; 5. Arznei;
6. Rauheim; 7. Dromedar; 8. Drechserei; 9. Arved;
10. Stachelbeerstrauch; 11. Indiana; 12. Chinin; 13. Mat-
jes; 14. Elefant; 15. Ilmenau; 16. Rogat; 17. Eklipse;
18. Wallachei.

O, Eiland, das ich meine,
Wie tut's nach dir mir weh.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51 II, Eingang
Jakobikirchplatz - Fernruf 282 95/97 - Sprechstunden: Täglich, außer
Sonnabend, von 12-13 Uhr - Verantwortlich für den Textteil: Haupt-
schriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, für den Anzeigenteil: Haupt-
werbeleiter Wilhelm Rode, sämtlich Stettin - Für unverlangte Manuskripte
wird keine Gewähr übernommen - Auflage 10000

..und im Sommer in die pommerschen Bäder,

Zu den beliebten Haßbädern

Ziegenort, Alt- und Neuwarp

werktätlich M.-S. „Najade“ um
14.15 Uhr ab Dampfschiffsbollwerk

MARIS, Bollwerk 1 a, Ruf 27892

Ausflug- und Erholungsstätte Strandbad

Försterei Jungfernberg

Herrlicher Aufenthalt in Licht, Luft und Sonne / Regelmäßiger
Motorboots- und Dampferverkehr ab Hauptpost / Billige Preise

Gerhardt & Schwarzlose

Reederei / Bollwerk 37 / Fernspr. 30077, 31911

Vermietung von Dampfern u. Motorbooten zu Vereins- u. Schulfahrten

STAHLBAD Moorbad Polzin

GROSSTE HEILERFOLGE BEI RHEUMA · GICHT · ISCHIAS · NERVEN · HERZ · u. FRAUENLEIDEN ·



Kurhaus und Sanatorium Deutscher Osten

normales Städtisches Kurhaus Bad Polzin
Bad Polzin, Postfach 60

Spezialbehandlung von
**RHEUMA / GICHT
ISCHIAS
FRAUENLEIDEN**

Pauschalkuren
Vergünstigungskuren
(Verbilligte Pauschalkuren)

fordern Sie Prospekt W

Einziges Haus mitten im Kurpark
Umfassend umgebaut und verschönt
im letzten Winter

Hotel Deutsches Haus

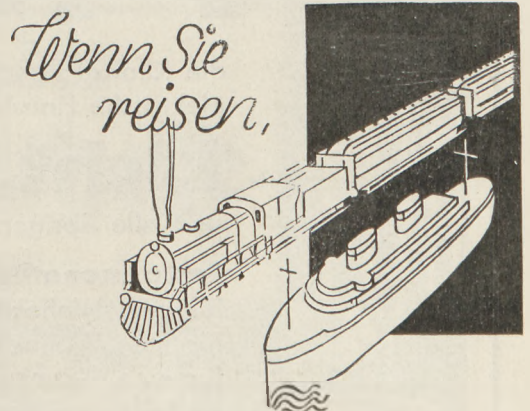
Besitzer Max Fraedrich

Am Kurpark gelegen — Zivile Preise
8 Garagen — Fernsprecher Nr. 10

Kurhaus Friedrich - Wilhelm - Bad

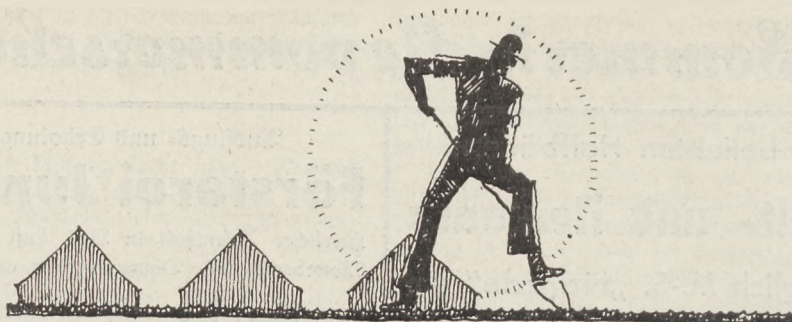
unmittelbar am Kurpark gelegen.
Ältestes u. bestbekanntes Heilbad

Pauschalkuren — Vergünstigungskuren
Prospekte durch den Besitzer P. Radel



dann lernen Sie zunächst einmal Deutsch-
land kennen, die deutsche Heimat! Sie
ist ja so überreich an herrlichen Fleck-
chen, die ewige Erinnerung heischen. Und
sie kann jedem geben, was er sich
wünscht: schneebedeckte Berge, grü-
nende Wälder, sonnige Seen . . .

Holen Sie sich aus dem Reisebüro des „Bollwerk“ Bro-
schüren von Deutschlands Bädern. Sie werden hier
gleichzeitigern kostenlos in all. Reisefragen beraten



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN

STETTIN

STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Instrumente der nationalsozialistischen Regierung zur Durchführung des von ihr als richtig anerkannten Siedlungsprogramms.

Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, die deutschen Volksgenossen durch Schaffung von Eigenheimen auf heimischem Grund und Boden wieder mit der Scholle zu verbinden.

Das wirksamste Mittel hierbei ist die vorstädtische Kleinsiedlung (Dorfrandsiedlung, nebenberufliche Siedlung). Durch Übernahme der Trägerschaft und Betreuung ermöglicht die Heimstätte die Durchführung.

Die Arbeitsschlacht erfordert intensivste Arbeit und Beschleunigung. Daher wenden sich Gemeinden und private Siedlungsinteressenten an ihre provinzielle Treuhandstelle, die

P O M M E R S C H E H E I M S T Ä T T E

7 Pfg.

die Kilowattstunde nach dem neuen Grundgebührentarif für voll-elektrische Haushalte in unserem Stromversorgungsgebiet einheitlich für

Licht, Radio, Kochen

und alle übrigen Verwendungszwecke.

Feste monatliche Grundgebühr:

für eine Wohnküche	RM 0.80
für eine Wohnküche mit 1 Zimmer	RM 1.40
für eine 2-Zimmerwohnung	RM 2.00
für jedes weitere Zimmer	RM 1.00

Keine Zählergebühren!

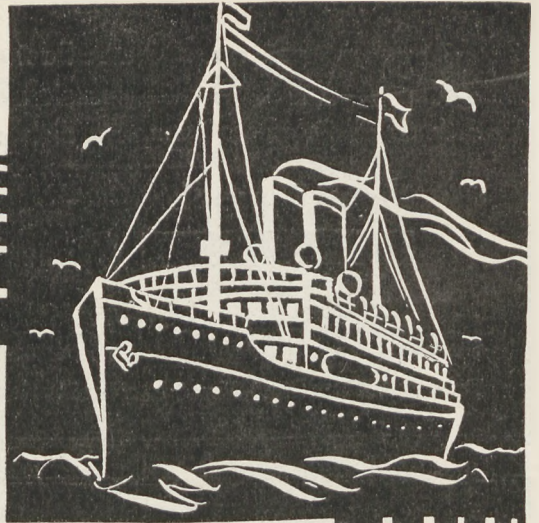
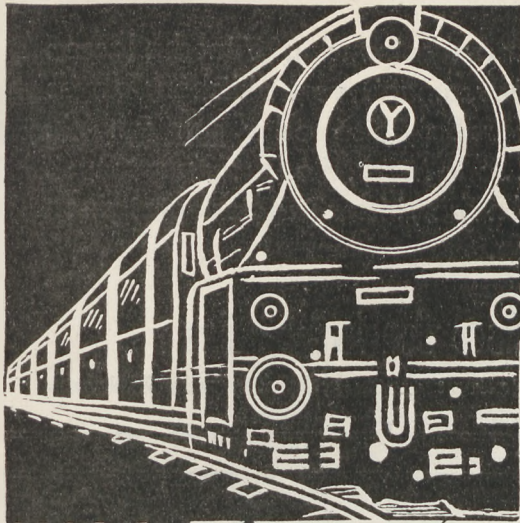
Keine Sperrzeiten!

Keine Beschränkung!

Nähere Auskunft in der

ELEKTROSCHAU

der Stettiner Electricitäts-Werke, Schulzenstraße 21, Hof I.



**Sie können
nicht reisen?**
Ihre Urlaubswünsche können
auch nur dann erfüllt werden,
wenn Sie beizeiten sparen!
Spargeld, schafft Ferienfreuden
Sparen Sie bei der
Städtischen Sparkasse
zu Stettin.



H A E S E

SPARE

und das Leben
bietet Dir mehr!

Fast alle unerfüllbar erscheinenden Wünsche lassen sich durch zähe Sparsamkeit verwirklichen, ob es sich nun um eine große Reise oder gar um ein Eigenheim handelt. Jede Mark, die Du zu uns trägst, bringt Dich dem Ziel näher, jeder Tag bedeutet einen neuen Zinsengewinn.

Randower Kreissparkasse in Stettin

Falkenwalder Str. 1. Zweigstelle: Marienplatz 4. Nebenstellen: Löcknitz, Odermünde, Züllchow

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt
öffentlichen
Rechts

Zweig-Institut der Pommer-
schen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle
für Mündelvermögen



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernspr.-Sammel-Nr. 254 21
Postsch.-Kto. Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem
Verschluß des Mieters

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

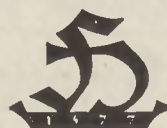
BUCHDRUCKEREI

ROTATIONS-DRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

Stettiner Oderwerke

Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, Stettin

Fernsprech-Sammel-
Nummer 256 51

Nachts 260 80

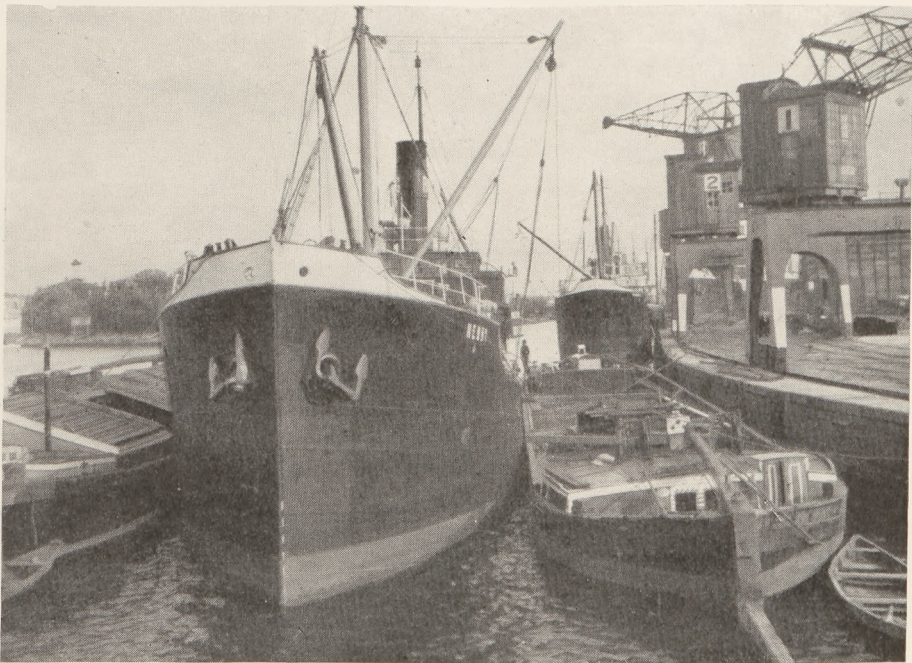
Telegramm-Adresse:
Oderwerke Stettin

empfehlen sich zur Lieferung von
**Landdampfmaschinen und Dampfkesseln, Abhitzekeßeln,
Behältern und Silos jeder Art und Größe. Grau- und Rotguß
jeder Art und Größe. Spezialguß für chemische Fabriken usw.**

Ferner Instandsetzungsarbeiten an obigen Teilen

Fahrbare elektrische Schweißaggregate und Luftkompressoren

Umschlag am Dunzigkai



Löschen eines Flachsdampfers



Kaiverwaltung
Stettiner Hafengesellschaft
Stettin-Freihafen

Gewitterzeit



**bedeutet
erhöhte Brandgefahr!**

**Verhütet Brände durch Anlage
einwandfreier Blitzableiter!**

Versichert ausreichend

Pommersche Feuersozietät

STETTIN

Pölitzer Str.1

Fernruf Nr. 25441

Auskunft und Abschlüsse auch durch die Kreisversicherungs-Kommissare